H. Courths-Mahler

Was wird aus Lori?

Was wird aus Lori?

Frauen-Roman
von
H. Courths-Mahler

Auch dieses ist wieder ein Meisterwerk der Verfasserin,
und alle Courths-Mahler-Freunde kommen beim Lesen
dieses liebenswürdigen Romans voll und ganz auf ihre Kosten.

Ein Buch des Verlages

Das Leihbuch
ist immer ein Erlebnis.

1 9 5 1
VERLAG: DAS LEIHBUCH, M. GLADBACH.

Heinz Rommer kam vom Felde zurück, sprang vom Pferd und warf einem Knecht die Zügel zu.

»Gut abreiben, noch eine Weile herumführen!« rief er diesem zu und ging die breite Steintreppe hinauf ins Gutshaus. Ein alter Diener kam ihm in der Halle entgegen und nahm ihm Mütze und Reitpeitsche ab. Mit einem seltsam sorgenden Blick sah er ihm in das gebräunte und sehr ernste Gesicht. Der Diener trug eine einfache, blauweiß gestreifte Jacke, die jetzt am Vormittag bei der Arbeit den dunkelblauen Tuchrock ersetzen mußte.

Heinz Rommer nickte dem Alten mit freundlichem Ernst zu und begab sich in sein Arbeitszimmer, wo seine landwirtschaftlichen Bücher auf ihn warteten. Der Diener sah ihm wieder mit dem sorgenden Blick nach.

Nachdem der junge Gutsherr an seinem Schreibtisch Platz genommen, trat der Diener bei ihm ein und stellte einen kleinen Imbiß neben ihn auf die Schreibtischplatte. Heinz sah zu ihm auf. »Ich habe keinen Hunger, Karl; nimm das wieder mit fort.«

Karl sah dringend in des Herrn Augen. »Sie waren vier Stunden auf den Feldern, gnädiger Herr, und haben nur wenig gefrühstückt.«

Heinz Rommer mußte ein wenig lachen. »Du kontrollierst mich aber genau, Karl!«

»Weil ich weiß, daß Sie nicht genug auf richtiges Essen achten.«

»Dafür möchtest du mich anfuttern, daß ich einen Schmerbauch ansetze.«

»Nur so weit, daß Sie bei Kräften bleiben bei Ihrer schweren Arbeit.«

Heinz zuckte die Achseln. »Na, dann her mit dem Tablett, du läßt mir ja doch eher keine Ruhe.«

Er nahm von den belegten Broten, trank dazu eine Tasse Tee und schob dann alles zurück. Karl war zufrieden, daß sein Herr wenigstens etwas genossen hatte, nahm das Tablett und verließ das Zimmer.

Heinz Rommer wandte sich seinen Büchern wieder zu und rechnete die langen Zahlenreihen zusammen. Er konnte mit dem Resultat zufrieden sein. Seit er das Gut von seinem verstorbenen Onkel geerbt hatte, war es bedeutend wertvoller geworden. Der verstorbene Besitzer, dessen Söhne gefallen waren, hatte kein Interesse mehr gehabt, es zu erhalten, vielleicht hatte er auch nicht mehr die Kraft dazu gehabt, und so war die ganze Wirtschaft ziemlich verwahrlost, als Heinz Rommer es vor fast zehn Jahren erbte. Seither hatte er seine ganze Kraft daran gesetzt, den landwirtschaftlichen Betrieb wieder auf die alte Höhe zu bringen, und es war ihm gelungen, dieses Ziel noch bei weitem zu überschreiten. Freilich hatte er auch täglich von früh bis spät gearbeitet und das Glück gehabt, gute Arbeiter zu bekommen, die ihn darin unterstützten. Dafür hatte er auch all seinen Leuten ein viel vorteilhafteres Leben geschaffen. Sie waren besser gestellt als auf all den benachbarten Gütern. Heinz konnte sich das leisten,

denn er hatte nur für sich selbst zu sorgen und war an ein sehr bescheidenes und anspruchsloses Leben gewöhnt. Kurz bevor er das Gut übernommen hatte, war er durch ein schweres Erlebnis ein sehr ernster, stiller Mensch geworden, der trotz seiner Jugend anscheinend schon mit dem Leben abgeschlossen hatte. Er glaubte wenigstens, daß dies geschehen war. Früher war er ein froher, sonniger Mensch gewesen, trotzdem er völlig vermögenslos war. Jetzt aber kam selten ein Lächeln in sein Gesicht, und er hatte sich von allem Verkehr zurückgezogen, soweit es möglich war. Man nannte ihn einen Sonderling, und das war er auch in gewissem Sinne, trotz seiner achtunddreißig Jahre. Den Diener Karl hatte er nach dem Tode seines Vaters zu sich genommen. Dessen Frau hatte als Köchin im Hause seiner Eltern gelebt, ehe sie starb. Nach dem Tode von Heinz' Mutter war sie sogar zur Wirtschafterin seines Vaters befördert worden, welchen Posten sie bis zu ihrem Tode betreut hatte. Aus Karls Ehe war ein einziges Kind entsprossen, ein Sohn, der einige Jahre jünger war als Heinz. Dieser Sohn war bis zum Inspektor auf dem Gute emporgestiegen, weil er ein tüchtiger und anstelliger Mensch war, und er, sowohl als auch sein Vater, waren Heinz treu ergeben. Er konnte sich auf beide verlassen. Peter Lenz, so hieß der Inspektor, war glücklich, einen so guten Posten zu haben und hatte seinen Vater zu sich in seine Inspektorwohnung nehmen wollen, wo er sich ausruhen konnte. Davon aber hatte Karl Lenz nichts wissen wollen, er blieb nach wie vor Heinz Rommers Diener — und in gewissen Dingen sein Vertrauter.

Wenn aber auch alle Menschen auf dem Gute Lindenhof, nach den großen mehrhundertjährigen Linden benannt, die das Gutshaus von allen Seiten umgaben, sich sehr wohl und glücklich fühlten — der Herr des Gutes tat das nicht. Ein Schatten lag auf seinem Leben, ein düsterer Schatten, der ihn nicht mehr froh werden ließ. Er war schuld am Tode eines Menschen, den er sehr geliebt und verehrt hatte, dieser Mensch war durch einen Jagdunfall umgekommen, durch einen Schuß aus Heinz Rommers Gewehr, wie er glauben mußte. Es war ohne seinen Willen und ohne sein Wissen geschehen, als Heinz Rommer mit Fritz Roda zu einer Jagd geladen war. Und seit er den zehn Jahren älteren Freund tot zu seinen Füßen liegen sah, war alle Sonne aus seinem

Leben gewichen, zumal die Gattin Fritz Rodas bei der Kunde vom Tode ihres geliebten Mannes vom Herzschlag getroffen worden war. So fühlte sich Heinz auch schuldig am Tode dieser Frau. Lange hatte es gedauert, bis er seine Fassung damals wiedergewonnen, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er seinem Leben auch ein Ende gemacht hätte. Nur eines bewahrte ihn davor — er wußte, daß Fritz Roda und seine Frau ein einziges Kind hinterlassen hatten, eine Tochter von fast acht Jahren, die nun nach dem Tode der Eltern verwaist war und keinerlei Angehörige besaß.

Auch hatte Fritz Roda keinerlei Vermögen hinterlassen. Er hatte eine gute, einträgliche Stellung als Oberingenieur besessen, war aber noch nicht dazu gekommen, irgendwelche Ersparnisse zu machen, und so war seine verwaiste Tochter in einer sehr schwierigen Lage gewesen.

Heinz Rommer weckte dieser Umstand aus seiner Verzweifung. Er sah ein, daß er die Pflicht hatte, für dieses Kind zu sorgen und ihm den Vater so gut als möglich zu ersetzen. Damals war er freilich selbst nicht in einer glänzenden Lage gewesen, aber es erschien ihm selbstverständlich, daß er in bester Weise für die kleine Waise sorgen müsse. Als sich seine pekuniären Verhältnisse dann besserten, wurde ihm das noch leichter und er konnte Lori Roda Möglichkeiten verschaffen, in denen es ihr außerordentlich gut ging und sie eine erstklassige Erziehung genoß. Eine Freundin seiner verstorbenen Mutter, mit der er auch nach deren Tod in einem sehr herzlichen Verhältnis stand und die ihm zuweilen die Mutter zu ersetzen versuchte, war Witwe geworden, und das ihr von ihrem Gatten hinterlassene Vermögen reichte gerade nur aus, ihre eigenen Bedürfnisse zu decken. Sie war aber sehr vereinsamt und wollte gern wieder einen Lebenszweck haben. So brachte Heinz die achtjährige Lori zu Frau Sanders. Diese nahm Lori gern auf, freute sich an der jungen Lebensgenossin, die sich schnell in ihrem behaglichen Heim sehr wohl fühlte, und versprach Heinz, das Kind so zu erziehen, wie sie eine eigene Tochter erzogen hätte. Heinz war ihr sehr dankbar. Er wußte, daß Ottilie Sanders ihr Versprechen mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllen würde. Lori Roda in ein Töchterheim zu geben, widerstrebte ihm, sie sollte eine Heimat haben.

Freigebig stellte er der alten Dame alles zur Verfügung, damit ihr keine Kosten verursacht wurden und damit sie Lori ein angenehmes Leben schaffen konnte. Erleichtert atmete er auf, als das alles geordnet war. Regelmäßig erhielt er Nachricht von Ottilie Sanders, über das Ergeben seines Schützlings, aber er sah Lori Roda nicht wieder, seit er sie der Obhut der alten Dame übergeben hatte. Regelmäßig erhielt er auch einige Male im Jahre ein herzliches Dankschreiben Loris, die keine Ahnung hatte, daß Heinz Rommer sich schuldig am Tode ihrer Eltern fühlte. Sie sah in ihm, von ihrer Pflegemutter beeinflußt, nur ihren Beschützer und Erretter aus einer trostlosen Lage, und ihre Dankbarkeit zeigte ihr Heinz in einem Lichte, daß sie ihn nur lieben und verehren konnte.

Heinz wurde aber an solchen Tagen, wo er eines dieser Briefchen von Lori bekam oder wenn ihm Frau Ottilie ihre Berichte über Loris Entwicklung schickte, immer besonders tiefsinnig. Sonst suchte er aus einem gewissen Selbsterhaltungstrieb heraus soviel als möglich zu vergessen, welche Schuld ihn bedrückte. Er vergrub sich in seine Arbeiten und versuchte, wo er nur konnte, Gutes zu tun, um sich von diesem heimlichen Druck zu befreien. Kam aber so ein Brief, der ihn immer wieder daran erinnerte, dann überfiel ihn eine so bedrückende Stimmung, daß er tagelang in düsterem Schweigen herumging. Aus diesem Grunde konnte er es auch nicht über sich bringen, Lori im Hause der Frau Sanders aufzusuchen.

So waren die Jahre vergangen und Heinz Rommer dachte sich Lori Roda noch immer als ein Kind, auch dann, als sie erwachsen war. Er hatte beschlossen, sie wie ein eigenes Kind zu halten und zu adoptieren, sobald die gesetzmäßige Frist dazu herangekommen war. Aber nie dachte er daran, sein Leben etwa mit dem ihren zu vereinen. Lori sollte es immer gut haben, solange er es ihr ermöglichen konnte, aber er dachte dabei daran, daß sie bei Ottilie Sanders bleiben solle, bis sie sich eines Tages verheiraten würde. Diese Heirat schien ihm aber noch in weiter Ferne zu liegen. Er vergaß in Betracht zu ziehen, daß sie kein Kind mehr war, sondern daß Lori nun bereits achtzehn Jahre zählte.

An diesem Tage gerade erhielt er aber von Ottilie Sanders ein Schreiben, das ihn darüber aufklärte und ihn in eine ziemliche Unruhe versetzte. Dieses Schreiben wurde ihm gebracht, während

er noch über seinen Wirtschaftsbüchern saß. Es lautete:

»Mein lieber Heinz! Heute kann ich Ihnen mit gutem Gewissen berichten, daß die Erziehung unseres Schützlings vollendet ist, und ich denke, wir können mit dem Erfolg zufrieden sein, Sie und ich. Ich weiß ja, daß Sie der verwaisten Tochter ihres verstorbenen Freundes alles angedeihen lassen wollten, was ihr förderlich und gut und nützlich sein würde. Es hat mir immer leid getan, daß Sie weder mich noch Lori wiedersehen wollten, aber ich habe Ihr Empfinden verstanden, und wenn ich Sie auch, wie damals Ihre Richter, von jeder Schuld freisprechen mußte, konnte ich doch verstehen, daß Loris Anblick Sie immer wieder an jenen entsetzlichen Tag erinnern mußte, der ihr den Vater nahm. Aber nun ist Lori über achtzehn Jahre alt, sie hat sich auch äußerlich zu meiner Freude entwickelt, und ich kann wohl sagen, daß sie ein schönes Mädchen geworden ist, frisch und gesund, von vornehmer Gesinnung, mit allen Geistesgaben geschmückt und ein sehr wertvoller junger Mensch. Es würde mich sehr beglücken, wenn ich sie immer bei mir behalten könnte, aber — ich fürchte, daß mir das nicht lange mehr beschieden sein kann. Seit einigen Jahren bin ich von einem Leiden befallen worden, das mich mehr und mehr quält. Zuweilen habe ich Todesahnungen. Ich weiß, daß mein Arzt mir nicht helfen kann — kein Arzt kann das, und ich muß mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es einmal sehr schnell mit mir zu Ende sein kann. Das macht mir Sorge um Lori. Sie wissen, daß sie mir lieb und teuer wie ein eigenes Kind geworden ist, und ich frage mich nun immer wieder, was aus ihr werden soll, wenn ich nicht mehr bin. Sie hat keine Heimat mehr, wenn ich die Augen schließe, und außer mir und Ihnen hat sie keinen Menschen, der sich um sie kümmert. Deshalb muß ich Sie jetzt fragen: Was wird aus Lori, wenn ich nicht mehr bin?

Gern hätte ich Sie mit dieser Sorge verschont, aber Sie sollen nicht eines Tages plötzlich vor dieser Frage stehen. Bitte, überlegen Sie sich das und sagen Sie mir dann, wie Sie darüber denken. Ich bemerke noch, daß Lori keine Ahnung hat, wie ihre Eltern gestorben sind, damals war sie noch zu jung, um das alles zu verstehen, sie weiß nur, daß ihr Vater auf der Jagd verunglückte, und ihre Mutter vor Schreck darüber einem Herzschlag erlag. Wie Sie zu dem allem stehen, ahnt sie nicht, sie

weiß nur, daß Sie der Freund ihres Vaters waren und deshalb ihr Vormund und Beschützer wurden. Wie Sie von mir verlangten, habe ich ihr auch beigebracht, daß ihr Vater das nötige Erziehungsgeld für sie hinterlassen hat, sie ahnt nicht, daß sie alles nur Ihnen dankt. Aber trotzdem hängt sie mit schwärmerischer Innigkeit und Dankbarkeit an Ihnen. Sie und ich, wir sind die einzigen beiden Menschen auf der Welt, die sie ins Herz geschlossen hat. Wohl hat auch sie einige Mädchenfreundschaften, aber die gehen nicht tief. Sie plaudert und lacht mit ihnen, doch ihre Seele hat sie keinem dieser jungen Mädchen erschlossen und deshalb verlangt sie auch nicht große Gefühle von ihnen. Kurzum, nach meinem Tode würde Lori ein einsamer Mensch werden.

Da sie annimmt, daß ihre Erziehungsgelder nur bis zu ihrer Mündigkeit ausreichen werden, befaßt sie sich schon jetzt mit dem Gedanken, sich eines Tages auf eigene Füße zu stellen. Sie hat auch genug gelernt, um befähigt zu sein, wenn es sein muß, selbst ihren Unterhalt zu verdienen, aber wie schwer ist es heute schon den jungen Männern, sich eine Lebensstellung zu schaffen, wieviel mehr einem jungen Mädchen. Es gibt da allerlei Hemmnisse. Eine Heirat für ein junges Mädchen ist heutzutage auch schwer zu erreichen, wenn das Mädchen arm ist, wie Lori, obwohl sie sonst über alle Gaben verfügt, die eine Frau begehrenswert machen.

Also — was soll aus Lori werden?

Bitte, sprechen Sie sich darüber zu mir aus, ich muß, ehe ich sterbe, über Loris Schicksal beruhigt sein, und diese Ruhe, das weiß ich, kann mir nur von Ihnen kommen, ich weiß mich eins mit Ihnen in der Sorge um das Kind. Ich sprach kürzlich vorsichtig selbst mit ihr darüber. Da gab sie mir unbekümmert die Antwort:‚Sorg dich nicht, wenn ich keine andere Unterkunftsmöglichkeit habe, dann gehe ich einfach zu Onkel Heinz und führe ihm die Wirtschaft oder bitte ihn, mich sonst irgendwie anzustellen auf seinem Gute. Irgendwie werde ich mich schon nützlich machen können, so daß ich mir, wenn meine Erziehungsgelder erschöpft sind, mein Brot verdienen kann.‘ Ich muß hier hinzufügen, daß Lori Sie für einen alten Herrn hält, ich habe sie auch in dieser Annahme nie gestört, weil ich mir sagte,

daß sie sich unbefangener zu Ihnen einstellt. Und ich weiß ja, daß es nie dazu kommen wird, daß Sie Lori bei sich aufnehmen werden.

Also, was wird aus Lori?

Vielleicht können Sie mir eine tröstliche Nachricht geben, und ich bitte Sie, mich nicht lange darauf warten zu lassen.

Wie immer soll ich Ihnen herzliche Grüße von Lori bestellen, was ich hiermit getan habe. Ich hätte Ihnen gern Loris letzte fotografische Aufnahme mitgeschickt, sie wird das Ebenbild ihrer schönen Mutter, nur ist sie nicht so zart wie diese. Sie ist viel frischer und gesünder. Aber gerade wegen dieser Ähnlichkeit möchte ich Ihnen das Bild lieber nicht senden, sonst wecke ich dadurch doch wieder schlimme Erinnerungen in Ihnen.

Und nun habe ich Ihnen all meine Sorgen ans Herz gelegt und begrüße Sie wie immer als Ihre mütterliche Freundin Ottilie Sanders.«

Lange saß Heinz Rommer noch in tiefes Sinnen verloren über diesem Schreiben. Lori achtzehn Jahre — eine erwachsene junge Dame? Und Ottilie Sanders krank — dem Tode geweiht. Das waren zwei Dinge, die ihn aufrüttelten aus seiner Versunkenheit, aus dem ewigen Gleichmaß seiner arbeitsreichen Tage. Ottilie Sanders krank — lebensgefährlich krank. Was wird aus Lori? Diese Frage stand nun auch vor ihm mit seltsamer Eindringlichkeit. Und eins stand sofort bei ihm fest — er mußte und wollte auch über den Tod Ottilie Sanders hinaus für Lori sorgen, mußte sie vor allem bewahren, was ihr hätte schaden können. Aber — was sollte er tun, wenn wirklich das Schlimmste eintrat und ihre Pflegemutter sterben sollte?

Das einfachste wäre ja gewesen, wenn er sie nach Lindenhof hätte kommen lassen, denn eine Heimat mußte sie wieder haben, und hier hätte er sie leicht vor allen Sorgen beschützen können. Aber wie sollte er es ertragen, Lore immer um sich zu haben wie einen leibhaftigen Vorwurf? Das war ein egoistischer Gedanke, wie er sich selber sagte, und er griff schnell zu einem andern: Es ging auch nicht, daß er eine erwachsene junge Dame in sein Haus aufnehmen konnte, dazu war er leider noch zu jung. Und sie durch eine Adoption zu seiner Tochter zu machen, war es auch noch zu früh. Nein, es ging nicht an, daß er sie nach dem Tode

ihrer Pflegemutter nach Lindenhof rief.

Er atmete ganz erleichtert auf, als er einen triftigen Grund gefunden hatte, dieser Notwendigkeit enthoben zu sein. Aber nun fragte er sich wieder: Was soll aus Lori werden?

So vertieft war er in seine Gedanken, daß er aufschrak, als das Gong ihn zum Essen rief. Langsam erhob er sich und ging hinüber nach dem Speisezimmer, in dem er seine Mahlzeiten einnahm. Was ihm heute vorgesetzt wurde, war ihm noch unwichtiger als sonst. Nur die eine große Frage beschäftigte ihn: »Was wird aus Lori?«

Und er fand weder heute noch in den nächsten Tagen die Lösung dieser Angelegenheit. Nur eins wußte er bestimmt, er mußte Lori eine andere Heimat schaffen. Es kam gar nicht in Frage, daß sie selber die Sorge um ihre Existenz auf sich nahm, so lange er das verhindern konnte. Bis sie mündig sein würde, also, bis sie annehmen konnte, daß sie ihre Erziehungsgelder verbraucht, war er imstande, sie zu adoptieren. Und dann würde sich schon ein Ausweg finden. Da sie ein schönes Mädchen geworden war, würde sich wohl auch bald ein Freier für sie finden, zumal, wenn er sie in eine Vermögenslage versetzte, die einen Mann reizen konnte, um sie zu werben. »Und du willst sie dann einem Mitgiftjäger in die Hände treiben?« So sagte er sich schuldbewußt und verwarf diesen Gedanken sofort wieder.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, fand er keinen Schlaf, er träumte von seinem Freunde Fritz Roda, der wieder tot vor ihm lag und doch die Augen mahnend und vorwurfsvoll zu ihm aufschlug.

So vergingen einige Tage, ohne daß er eine Antwort auf die Frage gefunden hatte:

Was wird aus Lori?

Er schrieb einen kurzen Brief an Frau Ottilie Sanders, sprach ihr seine herzliche Teilnahme an ihrem Leiden aus und die Hoffnung, daß sie sich ohne Grund darum sorge, versprach ihr aber, darüber nachzudenken, wie Lori zu helfen sein würde, wenn sie ihre gütige Pflegemutter verlieren sollte, und daß er ihr in den nächsten Wochen hoffentlich ein befriedigendes Resultat seines Nachdenkens senden könne.

»Sorgen Sie sich nicht, irgendwie werde ich Loris Zukunft sorgenlos und friedlich zu gestalten wissen.«

So schrieb er ihr. Aber er ging in diesen Tagen mit düsterer Miene umher, und sein treuer Diener Karl sagte bedrückt zu seinem Sohn: »Er quält sich wieder mit der alten Geschichte herum. Wenn ich ihm doch helfen könnte!«

»Was ist das nur für eine traurige Geschichte, Vater?« fragte dieser.

Karl winkte ab. »Darüber will und kann ich nicht sprechen, das ist sein Geheimnis.«

Damit mußte sich sein Sohn zufrieden geben.

* *
*

Lori Roda kam aus einer ihrer letzten Unterrichtsstunden nach Hause. Sie lief mit großen Sätzen die drei Treppen zur Wohnung ihrer Pflegemutter hinauf. Als sie klingelte, öffnete ihr die Hausgehilfin.

»Wie geht es Mama?« fragte sie etwas atemlos.

Diese machte ein bedenkliches Gesicht. »Ich fürchte, es geht nicht gut, sie ist so still und teilnahmslos.«

Lori hatte ihre Büchertasche, Hut und Mantel abgelegt und ging schnell, aber leise und vorsichtig, in das Krankenzimmer ihrer Pflegemutter, die sie schon längst mit dem Muttернamen nannte. Leise öffnete sie die Tür, sah nach dem Bett hinüber, in dem Frau Ottilie Sanders die letzten Tage zugebracht hatte und merkte, daß die Kranke ihr mit erwartungsvollen Augen entgegensah.

Lori flog auf das Bett zu. »Arme Mama, Betty sagt mir, daß du dich nicht wohl fühlst.«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Kranken, und sie streichelte mit matter Zärtlichkeit über Loris goldbraunes Haar.

»Es ist nicht schlimm, Lori, nur sehr matt fühle ich mich noch von meinem letzten Anfall. Das wird nun schnell besser werden. Ich bin inzwischen einer großen Sorge ledig geworden. Du weißt, Kind, daß mein Zustand einmal schnell zu meinem Ende führen kann. — Nein, nicht weinen, es muß ja nicht sein, aber man soll doch darauf gefaßt sein. Und ich will nicht, daß es dich

unvorbereitet trifft. Deshalb habe ich dir nicht länger verhehlt, daß mein Leiden nicht unbedenklich ist. Ich habe es auch kürzlich deinem Vormund mitgeteilt, und nun bekam ich heute einen kurzen Brief von ihm. Was dich auch betreffen mag, er wird immer dein Beschützer sein, auch über meinen Tod hinaus.«

Lori hatte die aufsteigenden Tränen hinabgeschluckt und versuchte zu lächeln.

»Wenn ich dir nur die Sorge um mich nehmen könnte, Liebe, Gute, mir kann doch nichts geschehen, Onkel Heinz läßt das sicher nicht zu. Und alles, was mich schrecken könnte, ist nur, daß ich dich verliere. Dagegen kann mir auch Onkel Heinz keinen Trost gewähren. Bitte, bitte, sprich nicht davon, daß du mir genommen werden könntest. Jetzt wirst du eine kräftige Suppe essen und schlafen, dann wirst du erholt und gekräftigt wieder erwachen, und wir lachen uns alle Not vom Herzen.«

Die alte Dame nickte ihr zu.

»Ja, Lori, wir wollen nicht mehr daran denken. Aber versprich mir, daß du tapfer sein wirst, wenn mir etwas Schlimmes begegnen sollte, und du dich dann an Onkel Heinz wenden wirst, damit er dir helfen kann.«

»Das will ich dir versprechen, liebste Mama. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich mich an keinen andern Menschen um Hilfe wende, als an Onkel Heinz. Er steht mir näher, als sonst ein Mensch außer dir, und wenn ich mich auch an ihn kaum erinnern kann, da ich ihn all die Jahre nicht mehr gesehen habe, so weiß ich doch gut, wie sehr ich mich in allen Lagen auf ihn verlassen kann. Der alte Herr war ein guter, treuer Freund meines Vaters. Schade, daß er ein Sonderling ist, ein wenig weltscheu, und sein schönes Lindenhof nie verläßt, was ich ja verstehen kann. Auf dem Lande muß es viel schöner sein als hier in der Großstadt. Ich bedaure nur, daß ihn das abhält, uns zuweilen zu besuchen. Ich würde ihn schon aufheitern und liebevoll umsorgen, wie ich es jetzt nur mit dir tun kann. — Schrecklich gern möchte ich mal in Lindenhof sein. Vielleicht komme ich doch eines Tages dorthin. Aber ich schwatze und schwatze und vergesse deine Suppe. Jetzt hole ich sie dir. Und dann bleibe ich den ganzen Tag bei dir und auch in Zukunft immer und immer. Heute war meine letzte Unterrichtsstunde, nun bin ich mit allem fertig und so

schauderhaft klug, daß ich gar nichts mehr lernen kann.«

Damit wollte sie die Pflegemutter aufheitern und sie eilte hinaus in die Küche, um die Suppe für die Mutter zu holen.

Mit einem wehmütigen Lächeln sah diese ihr nach. Sie wußte und fühlte, daß ihre Tage gezählt und wartete voll Ungeduld auf den nächsten Brief von Heinz Rommer, in dem er ihr mitteilen wollte, was aus Lori werden sollte nach ihrem Tode.

Als Lori mit einem Tablett zurückkam, auf dem eine gute Hühnersuppe stand, ließ sie sich geduldig füttern. Währenddem erzählte Lori allerlei kleine Vorkommnisse aus ihrer letzten Unterrichtsstunde und heiterte sie mit kleinen Erzählungen auf. Lori gehörte zu den wenigen jungen Menschen, die Humor besitzen, während sonst der Humor erst bei reifen, älteren Menschen ausgebildet und ein Zeichen von einer überlegenen Weltanschauung ist.

Ottilie vergaß, an ihren Tod zu denken, sie konnte wieder einmal daran glauben, daß ihr noch eine längere Lebensfrist beschieden sein könne. Und in dieser tröstlichen Zuversicht schlief sie ein — um nie mehr zu erwachen. Mitten im Schlaf befiel sie Herzschwäche, und ohne daß es Lori vorläufig merkte, die mit einem Buch am Fenster saß, hatte sie die große Reise ins Jenseits angetreten.

Erst als es dämmerig im Zimmer wurde und Lori sich leise erhob, um nach der Mutter zu sehen, spürte sie einen eigenartigen Hauch von Kälte, der von der Mutter ausging. Von einem unheimlichen Gefühl beseelt, faßte sie erschrocken nach der Hand der Mutter und fühlte deren starre Kälte. Hastig drehte sie das elektrische Licht an und sah nun in das stille blasse Totengesicht. Ein Aufschrei drängte sich über ihre Lippen, sie fiel neben der Toten in die Knie und umfing sie mit ihren Armen. »Liebe, Gute, wach doch auf!« rief sie wie außer sich.

Ihr Aufschrei hatte Betty herbeigerufen, und als sie sich über Lori und die Verstorbene neigte, sah sie sogleich, was geschehen war.

»Fräulein Lori! Mein Gott, Fräulein Lori!«

Diese sah aus bleichem Gesicht mit erschrockenen Augen zu ihr auf.

»Betty — das kann nicht wahr sein — sie schläft doch nur?« fragte sie mit blassen, zitternden Lippen und einem erstickten Jammer.

»Doch, Fräulein Lori, das ist der Tod!«

Lori sprang auf, als sie das hörte. »Nein, das ist nicht möglich, das kann ich nicht glauben. Schnell, Betty, rufen Sie den Arzt an, er soll sofort kommen, es ist sicher nur eine Ohnmacht.«

Betty wußte es anders, aber sie ging gehorsam zum Telefon und rief den Arzt herbei. Hilflos und zerbrochen fand dieser Lori am Lager ihrer Pflegemutter, konnte aber nur den schon vor einigen Stunden eingetretenen Tod bestätigen. Lori mußte es endlich begreifen, daß dies treue, gute Herz zu schlagen aufgehört hatte. Aber trotzdem sie der Verstorbenen kurz vorher noch versprochen hatte, ganz tapfer zu sein, wenn es zur Trennung kam, jetzt vermochte sie es nicht zu sein. Sie ließ ihrem Schmerz freien Lauf und war nicht zu bewegen, die Verstorbene zu verlassen. Sie wachte die ganze Nacht mit Betty am Totenlager, streichelte immer wieder die kalten Hände und gab der Pflegemutter all die zärtlichen Namen, die sie immer für sie gehabt hatte. Ihre Augen waren gerötet von vielen Tränen und ihr schönes Gesicht war blaß und schmerzverzogen, als der Tag anbrach.

Der Arzt hatte versichert, alles Nötige zu veranlassen, Lori sollte sich um nichts sorgen und kümmern, das hatte er Frau Sanders versprochen. Und so konnte sich Lori auch am nächsten Tage ungestört ihrem Schmerze hingeben. Sie nahm herzzerreißenden Abschied von der Verstorbenen, als diese in die Leichenhalle abgeholt wurde. Dabei vergaß sie ganz und gar, ihrem Vormund Nachricht zu geben vom Tode ihrer Pflegemutter. Ganz ihrem Kummer hingegeben vermochte sie an nichts zu denken, als an ihren Verlust. So verbrachte Lori die Zeit bis zur Beerdigung ihrer Pflegemutter in einer tiefen Apathie, und es war gut, daß der Arzt und Betty alles erledigten, was nötig war. Erst als die Beerdigung vorüber war, kam sie wieder etwas zu sich und dachte nun an Onkel Heinz, dem sie doch hätte Nachricht senden müssen über das Ableben der Pflegemutter. Freilich war sie überzeugt, daß er Lindenhof auch nicht verlassen, um die Verstorbene zu Grabe zu begleiten. Aber in ihrer grenzenlosen Verlassenheit klammerte sie

sich an den Gedanken, daß er doch noch da war, an dem sie eine Stütze haben konnte. Sie beschloß also kurzerhand, nach Lindenhof zu reisen und mit Onkel Heinz zu besprechen, was mit dem bescheidenen Nachlaß der Pflegemutter geschehen solle und wie sich nun ihr ferneres Leben gestalten solle. Brieflich konnten solche Fragen nicht erledigt werden, das mußte man besprechen, und da Onkel Heinz Lindenhof nicht verlassen würde, wie sie meinte, mußte sie eben zu ihm gehen.

Sie schrieb ihm also ein kurzes Briefchen:

»Lieber, verehrter Onkel Heinz! Leider komme ich erst heute, am Tage des Begräbnisses von Mama dazu, Dir mitzuteilen, daß sie plötzlich und unerwartet von mir ging. Ich war ganz betäubt von diesem schmerzlichen Ereignis, so daß ich Dir nicht einmal eine Todesanzeige schickte. Auch jetzt bin ich noch hilflos und benommen und weiß nur, da Du Lindenhof nicht verlassen wirst, daß ich zu Dir kommen muß, um alles mit Dir zu besprechen, was in diesem Falle nötig ist. Die Beisetzung hat unser Hausarzt in die Wege geleitet, aber nun ist noch soviel zu erwägen, was ich ohne Dich, meinen Vormund und gütigen Beschützer, nicht beschließen kann. Und so werde ich morgen früh mit dem ersten Zuge nach Lindenhof reisen und bitte Dich, mich freundlich aufzunehmen. Mein Herz tut mir weh, ich bin sehr traurig! Nun habe ich keinen Menschen mehr auf der Welt als Dich. Sei nicht böse, wenn ich Dir so plötzlich ins Haus falle, aber ich kann mir nicht anders helfen. Mit vielen dankbaren Grüßen Deine Lori Roda.«

Als sie den Brief abgeschickt hatte, wurde ihr etwas freier und leichter zumute. Sie traf nun gefaßt ihre Reisevorbereitungen und übergab vorläufig den ganzen Hausstand Betty. Diese versprach ihr, treu über alles zu wachen und in Ordnung zu halten.

Am nächsten Morgen trat Lori ihre Reise an. Nun sie endlich wieder klar denken konnte, erwachte die ihr eigene Energie und Entschlossenheit. Während sie in dem Zuge vom Anhalter Bahnhof abfuhr, überlegte sie noch einmal, daß es das Beste war, was sie tun konnte, wenn sie nach Lindenhof fuhr. Lindenhof lag in Thüringen. Sie mußte auf einer Station umsteigen in einen Lokalzug, der sie in gemäßigterer Fahrt nach der kleinen Station brachte, die nahe bei Lindenhof lag. Und sie hoffte, daß man ihr zu dieser Station einen Wagen schicken würde, da ja ihr Brief

schon heute morgen angekommen sein mußte.

Lori hatte in ihren Ferien fast jedes Jahr mit ihrer Pflegemutter im Sommer eine Erholungsreise machen können, und war dann fast immer mit dieser an der Ostsee gewesen. Diese Strecke war sie aber noch nicht gefahren, wodurch sie wohltätig von ihrem Schmerz abgelenkt wurde.

Ihr kleines Handköfferchen, das nur das Nötigste für einige Tage enthielt, lag über ihr im Gepäcknetz. Sie trug zum Zeichen ihrer Trauer ein schlichtes, aber gut gearbeitetes schwarzes Kleid und hatte darauf verzichtet, schwarze Trauerkreppwolken um sich zu hüllen. Damit auch äußerlich ihre Trauer zu zeigen, hielt sie für geschmacklos. Sie sah etwas älter aus in diesem schwarzen Kleid, und der ihr sonst anhaftende Frohsinn hatte einem stillen Ernst Platz gemacht. Aber das schwarze Kleid hob zugleich ihre Reize, der blütenfrische Teint und das goldig schimmernde Haar hoben sich besonders wirkungsvoll ab von dem tiefen Schwarz. Und ihre grauen Augen, die immer so sonnig und lebensfroh aus dem schönen, lieben Gesicht strahlten und jeden überraschten und gefangennahmen, schimmerten auch heute hell und klar unter den dunklen Brauen hervor, wenn sie auch verrieten, daß sie in den letzten Tagen viele Tränen vergossen hatten.

Der Zug war jetzt, um die Frühlingszeit, noch nicht sehr besetzt, sie genoß die Wohltat, in ihrem Abteil allein bleiben zu können. Und wenn ihr die Landschaft nicht Interesse abnötigte, blätterte sie in einer Zeitung, in der allerlei Interessantes über alles zu lesen war, was wieder geschaffen worden war. Sie war ein Kind ihrer Zeit, hellhörig, scharfsinnig und impulsiv. Alles Gute und Große begeisterte sie, und alles Schöne wirkte auf ihre Sinne.

So näherte sie sich dem Ziel ihrer Reise. Es kam die Umsteigestation, von der aus sie nur noch eine Viertelstunde lang zu fahren hatte. Und gegen halb zwölf Uhr hielt auch dieser Zug an der Station, die nahe bei Lindenhof lag. Mit großen entzückten Augen sah sie die Berge vor sich liegen und ließ ihren Blick erst einmal umherschweifen. Dann nahm sie selbst ihr Handköfferchen auf und ging durch die primitive Bahnsperre. Aber vergeblich sah sie sich nach einem Wagen um, der sie nach Lindenhof bringen sollte. Es war keiner zu sehen. Sollte ihr Vormund ihren Brief nicht rechtzeitig erhalten haben?

Etwas verzagt trat sie zu dem Stationsvorsteher heran und fragte ihn, ob kein Wagen von Lindenhof gekommen sei. Er verneinte, und sie fragte ihn nun nach dem Wege nach Lindenhof. Er sagte ihr, sie möge sich nur immer auf dem Fußweg am Waldrand halten, da werde sie in einer halben Stunde schon Lindenhof liegen sehen. Sie müsse sich dann rechts halten und werde in einer weiteren Viertelstunde in Lindenhof sein. Der Eingang in den Park liege am Abschluß des Fahrwegs, in den sie am Waldrand einbiegen müsse.

Lori dankte und wollte ihr Köfferchen wieder ergreifen, um es mit nach Lindenhof zu nehmen. Da sagte ihr der freundliche Stationsvorsteher, sie möge es nur unter seiner Obhut lassen, er werde es mit dem Lindenhofer Milchfuhrwerk nachsenden, wenn dieses auf dem Rückweg aus der nächsten Stadt hier vorüberfahre. Das nahm Lori dankbar an und begab sich also unbehindert durch Gepäck auf den Weg. Tief atmete sie die würzige Landluft ein und ließ ihre Augen umherschweifen, um das reizende Landschaftsbild immer wieder in sich aufzunehmen. Es war ihr ein Genuß, so unbeschwert im Schatten des Waldes dahinzuschreiten. Nur überkam sie zuweilen ein etwas beklommenes Gefühl, wenn sie überlegte, wie der Onkel ihr plötzliches Erscheinen aufnehmen würde, falls er doch, wie sie glaubte, ihren Brief nicht erhalten hatte. Plötzlich wollte es ihr wie ein Wagnis erscheinen, daß sie nach Lindenhof gereist war. Aber nun war sie schon einmal so weit, und es lag nicht in ihrem Charakter, unverrichteter Sache umzukehren.

Lange würde sie ja dem alten Herrn nicht lästig fallen, sie wollte nur das Nötigste mit ihm besprechen, dann würde sie wieder abreisen — vielleicht heute noch, oder morgen, je nachdem sich alles erledigen ließ.

Als sie dann um die Waldecke bog und das Lindenhofer Herrenhaus auftauchen sah, von mächtigen alten Linden umgeben, blieb sie eine Weile stehen und atmete tief auf. Wie schön das alles war! Und wie konnte ein Mensch nur inmitten dieser Pracht und Herrlichkeit ein weltscheuer Sonderling geworden sein? Allerdings, die Pflegemutter hatte ihr erzählt, daß Onkel Heinz früher ein ganz armer Mann gewesen und schwere Erlebnisse gehabt hatte, ehe er das schöne Gut geerbt. Und viel

Mühe und Arbeit hatte er gehabt, um das Gut wieder zur Blüte zu bringen. Aber dafür mußte ihn nun doch dieser herrliche Besitz entschädigen, es mußte ihn froh machen, Herr zu sein über all diese Felder und Wälder und über dieses schöne Haus, das inmitten eines wundervollen Parkes lag.

Aufatmend richtete sie sich aus ihrer Versunkenheit auf und wollte weitergehen.

* *
*

Heinz Rommer hatte keine Ahnung, daß seine mütterliche Freundin, Frau Ottilie Sanders, gestorben war. Er grübelte noch immer vergeblich darüber nach, was aus Lori werden sollte, falls Frau Sanders wirklich abgerufen wurde. Er war noch zu keinem Entschluß gekommen. Und heute morgen war er wie gewöhnlich beizeiten auf die Felder geritten. Jetzt im Frühjahr gab es besonders viel Arbeit, und er war nicht der Mann, sich zu schonen, wenn seine Arbeiter und Beamten alle Kräfte anspannen mußten. So war er den ganzen Vormittag auf den Feldern und noch nicht in den Besitz seiner Frühpost gekommen. Als er endlich auf dem Heimweg war, sah er an der Waldecke eine junge Dame stehen und nach Lindenhof hinübersehen. Er hielt sein Pferd einen Augenblick an und schaute zu ihr hinüber. Ihre elegante Trauerkleidung ließ ihn vermuten, daß er eine Städterin vor sich hatte, denn hier war er nur gewöhnt, seine weiblichen Angestellten zu sehen. Seine Nachbarschaft kannte er genau, auch zu dieser gehörte die junge Dame nicht.

Als Lori sich jetzt umwandte, um weiterzugeben, erblickte sie den Reiter, der in einiger Entfernung von ihr hielt und nun auf sie zukam. Anscheinend wollte er auch nach Lindenhof, gehörte dorthin und sie konnte ihn vielleicht um Auskunft bitten, wie sie in das Herrenhaus gelangen konnte.

So wartete sie, bis Heinz nahe herangekommen war. Sie sah dem stattlichen jungen Mann mit den energischen festen Zügen und dem ernsten, verschlossenen Gesicht entgegen. Das war vielleicht ein Verwalter von Lindenhof, er konnte ihr sicher sagen, wo sie den Onkel treffen könne. Heinz hielt dicht vor ihr und sah ihr in die erwartungsvoll zu ihm aufgeschlagenen Augen.

»Verzeihen Sie, mein Herr, wie kann ich in das Lindenhofer Herrenhaus gelangen?«

Er sah etwas beklommen in das schöne Mädchengesicht, in die großen, helleuchtenden Augen hinein, und es wurde ihm dabei sehr seltsam zumute. Artig sprang er vom Pferd, verneigte sich und sagte: »Wenn Sie sich mir anschließen wollen, werde ich Sie führen. Wen wünschen Sie in Lindenhof zu sprechen?«

»Den Besitzer, Herrn Heinz Rommer«, erwiderte sie etwas beunruhigt durch den düster forschenden Blick seiner Augen.

»Der steht vor Ihnen«, sagte er ruhig und sah sie abwartend an.

Sie zuckte leise zusammen, wurde sehr blaß und starrte ihn fast erschrocken an. »Das — nein — das ist nicht möglich, Herr Rommer ist doch ein alter Herr!«

Ein schattenhaftes Lächeln huschte um seinen Mund, und er sagte mit einem Seufzer: »Oh, ich bin auch schon ein alter Herr — ich sehe vielleicht nur jünger aus, als ich bin. Auf dem Lande erhält man sich frisch. Mit wem habe ich die Ehre und das Vergnügen?«

Mit großen, bangen Augen sah Lori ihn an.

»Ich? Ach, mein Gott — Sie sehen mich ganz außer Fassung — ich glaubte doch, Onkel Heinz sei viel älter.«

Nun war es an ihm, zusammenzuzucken. Er verfärbte sich, und seine Züge bekamen einen harten, gespannten Ausdruck. »Onkel Heinz? Sie nennen mich Onkel Heinz?«

Sie nickte verzagt. »Wenn Sie Heinz Rommer sind — ja — dann sind Sie Onkel Heinz für mich. Ich bin Lori Roda!«

Seine schlanke, sehnige Gestalt streckte sich, als wolle er etwas von sich abwehren.

»Lori Roda?«

Es kam wie ein quälender Aufschrei über seine Lippen, aber dann riß er sich mit aller Kraft zusammen, Lori durfte nicht ahnen, was in ihm vorging bei ihrem Anblick. Er zwang mühsam ein Lächeln in sein Gesicht, wobei aber die Augen ernst und düster blickten, so daß es ihr wie ein Jammer in die Seele schnitt, ohne daß sie wußte warum.

»Ja, ich bin Lori Roda — und — meine Pflegemutter, Frau Ottilie

Sanders, ist tot. Haben Sie denn heute morgen meinen Brief nicht bekommen?«

Er faßte sich mühsam und zwang sich zu einem leichteren Ton. »Nein, ich habe meine Post noch nicht bekommen, da ich schon sehr früh aufbrach. Dein Brief wird sich also darunter befinden. Du — ja — wir haben uns doch brieflich immer du genannt, das kann doch jetzt nicht plötzlich anders werden.«

Auch sie suchte sich zu fassen und die glühende Verlegenheit, die sie beim Anblick des jugendlichen Onkels erfaßt hatte, zu bezwingen. »Ja, Onkel Heinz, verzeih nur, daß ich so fassungslos bin. Ich glaubte immer, da du der Freund meines Vaters warst, du seiest ein alter Herr.«

Er richtete sich auf, als würfe er eine Last von sich. »Dein Vater war zehn Jahre älter als ich — trotzdem schenkte er mir seine Freundschaft.«

Sie versuchte nun auch ein kleines, hilfloses Lächeln. »Gut, daß ich es nicht gewußt habe, wie jung du bist —sonst —«

Sie schwieg verwirrt. Und sie ahnte nicht, wie reizend sie war in dieser Verwirrung.

»Sonst?« fragte er, um Zeit zu gewinnen, sich vollends zu fassen.

»Sonst hätte ich nicht gewagt, in meiner Herzensnot nach Lindenhof zu kommen.«

»Ich hoffe, du entziehst mir dein Vertrauen nicht, weil ich jünger bin, als du vermutet hast.«

Sie schüttelte den Kopf.

»O nein, das nicht — nur — ich muß eben erst umlernen.«

»Ottilie Sanders ist gestorben, wie konnte das so schnell geschehen?«

»Sie war schon lange leidend. Aber es kam so schnell und unerwartet, daß ich ganz fassungslos war und nicht daran dachte, dir Nachricht zu senden. Erst, als sie schon beerdigt war, dachte ich an dich. Und weil so manches zu ordnen ist, was ich nicht allein tun kann, sagte ich mir, es sei das Klügste, wenn ich gleich zu dir reisen und alles mit dir besprechen würde. Verzeih nur, daß ich dich so überraschen mußte, aber ich glaubte bestimmt, du hättest meinen Brief rechtzeitig erhalten.«

Heinz war so ganz aus den Fugen, daß er noch immer um Fassung ringen mußte. Loris Hilflosigkeit rührte ihn, ihre ganze Erscheinung, ihre Art, ihr Aussehen, alles griff seltsam an sein Herz. Er hätte sie so gern tröstend in seine Arme genommen, aber der Schatten ihrer Eltern stand zwischen ihm und ihr, und er mußte sich zu einer Förmlichkeit zwingen, die ihm selber wehtat, weil er wußte, daß sie auch ihr weh tun mußte. Froh war er, als sie nun bittend zu ihm aufsah und ihm die Hand entgegenstreckte, daß er sie fassen konnte. Ihm war, als habe er auch dazu kein Recht, aber doch berührte es ihn wie ein linder Trost, daß er diese kleine Hand in der seinen fühlte. Mit einem warmen Druck ließ er sie wieder los und sagte nun scheinbar leichthin:

»Aber das können wir uns alles drinnen im Haus erzählen. Vorläufig sei herzlich willkommen. Komm mit ins Haus!«

Die Tränen schossen ihr in die Augen, sie war so in Sorge gewesen, daß er sie hätte fortschicken können und wollte doch so gern noch bleiben und in seine Augen sehen, die jetzt nicht mehr düster, sondern weich und gerührt blickten.

»Darf ich denn? Schickst du mich nicht wieder fort?«

Er wußte, daß er das eigentlich hätte tun müssen, aber er brachte es nicht übers Herz. Sie kam zu ihm, verlassen, hilfsbedürftig — wie hätte er Lori fortschicken können. Er mußte alles tun, was in seiner Macht stand, um sie zu schützen und zu hüten, wie nur ein Vater sie hätte schützen und behüten können.

»Ich hoffe, du hast nicht daran gezweifelt«, sagte er leise.

Sie holte tief Atem. »So sicher war ich nicht — du hast dich uns immer ferngehalten all die Jahre über.«

»Weil ich Lindenhof nie verlassen habe.«

Mit einem schnellen Seitenblick sah sie zu ihm auf, als sie nun neben ihm dahinschritt. »Aber — du hast uns auch nie gestattet, dich in Lindenhof zu besuchen.«

»Ich hätte euch in meiner Einsamkeit nichts zu bieten gehabt.«

Ihr Blick schweifte umher. »Es ist doch so wunderschön hier!«

»Gefällt es dir hier?«

»Wie sollte es nicht. Wir armen Großstädter freuen uns doch an Wald und Wiesen und Bergen.«

Er schwieg eine Weile und dachte darüber nach, ob er es nicht einrichten könne, Lori in Lindenhof zu behalten. Nun er sie erst einmal wiedergesehen hatte und ganz unvermutet ihr begegnet war, wich die Furcht vor diesem Wiedersehen von ihm. Loris Anblick weckte nicht die brennenden Selbstvorwürfe in ihm darüber, daß er aus Achtlosigkeit seinen Freund, ihren Vater, erschossen hatte, er löste nur das innige Bestreben, Lori das Leben leicht und angenehm zu machen und sie vor aller Not und Gefahren zu schützen. Und es kam wie eine Lockung in ihm auf, dieses schöne Geschöpf in seiner Nähe, in seinem Hause zu halten. Sie war gekommen, ohne daß er sie rief. Konnte es nicht sein, daß das Schicksal es so gewollt hatte?

Aber — wie sollte es möglich sein, daß dieses junge Mädchen in seinem Hause verbleiben könnte? Er hatte sehr wohl bemerkt, wie verlegen sie geworden war, weil er nicht der alte Herr war, den sie in ihm vermutet hatte. Er konnte doch unmöglich allein mit ihr in Lindenhof wohnen. Plötzlich fühlte er sich selbst wieder jung, so seltsam lebenshungrig, daß er einsehen mußte, daß es einfach nicht ging, Lori in sein Haus zu nehmen — es sei denn — ja — es sei denn, er nahm eine Hausdame, und diese hätte seinem einsamen Hause sicher sehr wohlgetan. Und dann konnte Lori unbesorgt bei ihm bleiben.

Aber gerade, weil ihm der Gedanke plötzlich so verlockend erschien, verwarf er ihn vorläufig wieder und wehrte ihn von sich.

Sie hatten nun, nachdem sie den Park durchkreuzt hatten, den Platz vor dem Hause erreicht, um welches die hohen alten Lindenbäume standen.

Lori sah mit großen, leuchtenden Augen auf diese Baumriesen. »Sie stehen um dein Haus, wie treue, unbestechliche Wächter, die keinen Feind heranlassen. Warum bist du nicht froh und glücklich, daß du hier wohnen darfst. Weißt du nicht, wie beneidenswert du bist?« sagte sie leise, wie im Traum.

Heinz sah seitwärts aus seiner stattlichen Höhe auf Lori herab, trotzdem auch sie hoch und schlank gewachsen war.

»Ach, Lori, vielleicht wohnt ein Feind in diesem Hause, der immer um mich oder in mir ist«, entfuhr es ihm mit einem Seufzer, der ihr seine Qual verriet und ihr Mitleid weckte.

»Könnte ich ihn doch vertreiben, diesen Feind, Onkel Heinz.«

Dieser Name kam etwas zögernd über ihre Lippen, es wollte ihr scheinen, als sei er viel zu jung, um von ihr als Onkel bezeichnet zu werden.

Mit einem brennenden, schmerzlichen Blick sah er in ihre Augen. »Ich glaube nicht, daß du die Macht hättest, diesen Feind zu bezwingen.«

»Oh, ich bin sehr mutig, wenn ich für Menschen eintreten kann, die ich liebhabe.«

Kaum hatte sie dies gesagt, da wurde sie glühendrot und sagte sich, daß sie das einem so jungen Manne nicht hätte sagen dürfen, auch wenn sie seit ihren Kindertagen ihn als Onkel geliebt und verehrt hatte.

Er lauschte dem Klang ihrer Worte nach, die sich ihm wie eine Liebkosung ins Herz schmeichelten. »Die ich liebhabe!« Würde sie das von ihm sagen, wenn sie wüßte, daß er Schuld daran trug, daß sie verwaist und einsam in der Welt stand? Aber er konnte sich doch nicht enthalten, zu fragen: »Hast du mich denn wirklich ein wenig lieb?«

Sie erglühte noch mehr, rang aber nach Fassung und sagte: »Ich weiß von Kind an, daß du mir nur Gutes getan hast, du bist mein Vormund, und Mama hat mir alles berichtet, was du getan hast, um mir eine ruhige und behagliche Heimat zu geben. Was kann ich zum Dank anders tun, als dich zu lieben und zu verehren, wie ich es stets getan.«

»Es war so wenig, Lori, viel zu wenig, was ich für dich tat.«

»Sag das nicht. Kein Mensch hätte sich meiner so getreulich angenommen als du. Deshalb habe ich auch so großes Vertrauen zu dir, daß ich einfach zu dir eilte, als mir Mama genommen war, als sei das ganz selbstverständlich und natürlich. Nur — ich weiß jetzt nicht mehr so sicher, ob das richtig war.«

Er stieß einen tiefen, qualvollen Seufzer aus. »Wolle Gott, daß du nie dein Vertrauen zu mir verlierst!«

Lori schüttelte energisch den Kopf. »Nie, das weiß ich bestimmt.«

»Versprich nicht zu viel, manchmal reut einem ein Versprechen.«

Wieder schüttelte sie den Kopf und sah ihn so herzlich vertrauend an, daß es ihm das Herz wärmte.

Sie traten nun in die Halle, wo ihnen Karl entgegenkam und mit großen Augen auf die junge Dame an der Seite seines Herrn sah.

Heinz nickte ihm wie immer freundlich zu und sagte scheinbar gleichmütig: »Wir haben einen Gast bekommen, Karl, mein Mündel hat mich aufgesucht, weil ihre Pflegemutter plötzlich gestorben ist. Lasse gleich einige hübsche Zimmer zurecht machen, Fräulein Lori bleibt vorläufig hier.«

Lori klopfte das Herz, also sie durfte bleiben, sogar über Nacht, das war mehr, als sie gehofft hatte.

Karl verneigte sich und sah Lori aufmerksam an, dann blickte er wieder seinen Herrn an. Dieser nickte ihm verstohlen zu, als bejahe er eine heimliche Frage des Dieners. Dann fuhr er hastig fort: »Und dann bringe uns einen Imbiß, Lori hat den Weg von der Station zu Fuß zurückgelegt und wird nicht nur müde sondern auch hungrig und durstig sein, und bis zum Mittagessen vergeht noch eine gute Stunde.

Lori hob leicht die Hand. »Weder das eine noch das andere, Onkel Heinz, ich warte geme bis zur Mittagsmahlzeit. Ich brauche vorher nichts.«

»Wie du willst! Und dein Gepäck?«

»Ich habe nur ein Handköfferchen mitgebracht, das ließ ich an der Station, da der Stationsvorsteher mir sagte, er werde es mit dem Lindenhofer Milchfuhrwerk schicken, wenn es vorüberkommt.«

Heinz sah nach der Uhr. Dann wird es bald hier sein. Aber bitte, leg nun ab und begleite mich in mein Arbeitszimmer, dann können wir gleich noch das Nötigste besprechen.«

Sie legte ihre Überkleider, Hut und Handschuhe ab, und Karl nahm ihr das alles mit einer sehr ergebenen Miene ab. Dann führte Heinz Lori in sein Arbeitszimmer, es erschien ihm vorläufig als der neutralste Raum. Er rang noch immer mit seiner Betroffenheit über Loris überraschende Ankunft und fühlte doch, daß Freude darüber in seinem Herzen war.

Er öffnete Lori die Tür, und sie trat etwas verzagt in den großen, ernsten Raum, dessen Ausstattung überall von seiner Bestimmung

sprach. Schweigend schob ihr Heinz einen Lehnstuhl neben den Schreibtisch und lud sie durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Mit einer wohligen Behaglichkeit ließ Lori sich hineinsinken und lehnte das goldbraune Köpfchen zurück. Ihre Blicke schweiften interessiert umher.

»Oh, die vielen Bücher rings an den Wänden, Onkel Heinz — und auch der Schreibtisch ist damit bedeckt — man merkt, daß hier ernst und fleißig gearbeitet wird«, sagte sie, um ihre Befangenheit zu bezwingen.

Er ließ sich vor seinem Schreibtisch nieder. »Der Landwirt hat es nötig, fleißig zu arbeiten, wenn er seinen Besitz erhalten will.«

»Anscheinend wartet hier eine Menge Arbeit auf dich und — ich komme mir sehr lästig vor, weil ich dich darin störe.«

»Du störst mich gewiß nicht. Aber — hier liegt die Post — da wird dein Brief dazwischen sein.«

Und um sich zu fassen, sah er den Stoß Briefschaften und Zeitungen durch und suchte ihr Schreiben heraus. Ihm erschien es sehr interessant, zu lesen, was sie ihm geschrieben hatte. Schnell öffnete er den Umschlag mit einem Brieföffner und entfaltete das kurze Schreiben. Er las es hastig durch, aber auf einigen Worten blieb sein Blick haften, er kam nicht so schnell los davon. Das war die Stelle, wo sie schrieb: »Nun habe ich keinen Menschen mehr auf der Welt, als Dich.«

Diese Worte prägten sich in seine Seele, sie berührten ihn wie ein Vorwurf, weil er daran schuld war, daß sie allein in der Welt stand, und doch lösten sie wieder ein warmes, wohliges Gefühl in ihm. Zögernd legte er das Schreiben nieder und sah Lori mit einem brennenden, schmerzlichen Blick an. Wieder stand die Frage groß und dringend vor ihm: »Was wird aus Lori?«

Eins wurde ihm plötzlich klar, er durfte Lori nicht wieder fortlassen von Lindenhof, wenn sie bleiben wollte. Es mußte eine Möglichkeit geben, sie zu halten, ihr den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Sie mußte wieder eine Heimat bekommen, durfte nicht einsam und verlassen draußen in der großen Welt leben, wo ihr tausend Gefahren drohten, die er nicht von ihr abwehren konnte. Er verhehlte sich dabei, wie sehr viel ihm selber daran lag, sie halten zu dürfen, nur das spürte er, daß

ihr plötzliches Erscheinen viel in seiner Seele zum Klingen gebracht hatte, was er in Ruhe glaubte. Er machte sich nicht klar, was das war, fühlte nur, daß es plötzlich wieder einen Lebenszweck für ihn gab, der ihn belebte und verjüngte. Es ging von diesem jungen schönen Geschöpf ein so belebender Reiz aus, daß er nicht widerstehen konnte, obwohl er sich sagte, es könne eine Gefahr werden, wenn sie in seinem Hause blieb. Diese Gefahr aber, so meinte er, könne nur ihm selbst drohen, sie konnte nicht davon betroffen werden, und er wollte sich dieser Gefahr gern aussetzen, wenn er Lori damit Ruhe, Frieden und Sicherheit schaffen könne.

Vorläufig bat er Lori, um Zeit zu gewinnen, ihm zu sagen, welche Sorgen und Wünsche sie zu ihm getrieben hatten. Da sagte sie ihm in ihrer sonstigen klaren Art, was alles besprochen werden müsse. Der bescheidene Nachlaß ihrer Pflegemutter war, wie sie wußte, testamentarisch ihr zugeschrieben worden, da die Verstorbene keine anderen Angehörigen besaß. Die Pension, die sie als Witwe bezogen hatte, erlosch ohnedies mit ihrem Tode. Das Begräbnis hatte fast das ganze vorhandene Bargeld verschlungen, für einige laufende Rechnungen war noch ein kleines Konto auf der Bank. Lori sprach auch von Betty, sie sei treu und zuverlässig, aber selbstverständlich müsse man sie leider entlassen. Auch die Wohnung mußte gekündigt werden und schließlich wollte sie mit dem Vormund über ihre nächste Zukunft sprechen. Sie habe die Absicht, zu verwerten, was sie gelernt und sich auf eigene Füße zu stellen. Schon immer habe sie mit der Verstorbenen davon gesprochen, daß sie für sich selber einstehen wolle, und wenn sie jetzt noch etwas von ihren Erziehungsgeldern sparen könne, würde das angenehm sein, weil sie dann einen Notgroschen für besondere Fälle haben würde.

Zuletzt sagte sie:

»Ich hoffe, daß du mir deine vormundschaftliche Einwilligung geben wirst, Onkel Heinz, ich werde dann in einer bescheidenen Pension Wohnung nehmen und mich so bald als möglich nach einer Stellung umsehen.«

Daß sie einmal damit gespielt hatte, vielleicht auf Lindenhof eine Anstellung zu finden, erschien Lori jetzt ein unmöglicher Gedanke. Vor ihr saß ja nicht der alte Herr, mit dem sie so etwas

hätte bereden können, sondern ein viel jüngerer Onkel Heinz, dessen ernste, interessante und charakteristische Männlichkeit ihr eine unsäglich verwirrende Befangenheit einflößte.

Er hatte ihr ruhig zugehört, ohne Lori zu unterbrechen, nun sah er sie mit seinen ernsten, düsteren Augen an, in denen doch viel Güte und Wärme lag und sagte: »Nein, Lori, diese Einwilligung gebe ich dir nicht. Ich — ja — ich habe an der Totenbahre deines Vaters gelobt, dir immer eine Heimat zu geben und für dich zu sorgen, wie er es nicht hätte besser tun können. Dieses Gelöbnis gedenke ich zu halten. Bei Frau Sanders wußte ich dich in behaglichen, sorglosen und lebenswerten Verhältnissen, jetzt aber ist dir diese Heimat genommen worden und — es erscheint mir nun selbstverständlich, daß du bei mir in meinem Hause bleibst, genau so, wie ich eine Tochter hier aufnehmen würde.«

Sie war tief errötet. »Onkel Heinz, nein — das kann doch nicht sein —, du — ja — ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Nichts als ja sollst du sagen.«

»Aber — das geht doch nicht.«

»Warum nicht? Gefällt es dir nicht in Lindenhof?«

Sie krampfte die Hände zusammen. »Doch, wunderschön ist es hier — ach, mein Gott, so gern bliebe ich — aber — nein, es wird nicht gehen.«

»Warum soll es denn nicht gehen? Frau Sanders schrieb mir einmal, daß du ihr gesagt hättest, sie brauche sich nicht um dich zu sorgen, wenn sie dir genommen würde, dann würdest du einfach nach Lindenhof gehen und mich um Aufnahme bitten, ich würde dir schon irgendeine Anstellung geben. Bist du jetzt anderen Sinnes geworden?«

Sie zuckte hilflos die Achseln. »Als ich das sagte — da — ja — da wußte ich nicht — daß — daß du noch ein so junger Mann bist. Es geht nicht, daß ich in deinem Hause wohne, da du nicht verheiratet bist.«

»Ah, jetzt verstehe ich deine Bedenken. Du vergißt aber, daß ich eine Hausdame anstellen werde. Ich habe dann die Beruhigung, daß du im Schutz meines Hauses lebst. An Arbeit wird es dir hier nicht fehlen, wenn du dich unbedingt nützlich machen willst. Ich kenne selbst den Segen der Arbeit und werde dich nie bestimmen,

die Hände in den Schoß zu legen. Du kannst also unbedenklich zustimmen.«

Halb zaghaft, halb verlangend sah sie zu Heinz hinüber. Ach, wie herrlich könnte es sein, dürfte sie hierbleiben — in seiner Nähe, in dieser wundervollen Umgebung, in der sie sicher eine befriedigende Tätigkeit finden würde.

»Du würdest also meinetwegen eine Hausdame anstellen müssen?« fragte sie zaghaft.

Er schüttelte energisch den Kopf. Sie hatte recht mit dieser Bemerkung, aber das wollte er ihr um keinen Preis eingestehen. Bisher war er sehr gut ohne Hausdame ausgekommen, eine solche hätte ihn nur gestört. Jetzt war das anders, und er sagte bestimmt: »Was denkst du? Ein so großer Haushalt wie der meine kann nicht ohne Hausdame sein. Ich habe schon lange nach einer solchen gesucht und nur das Richtige bisher nicht gefunden. Jetzt werde ich mich energischer danach umsehen, und es wird bald eine passende Persönlichkeit gefunden sein. Jedenfalls bleibst du gleich hier. Ich fahre morgen nach Berlin, ordne alles, was zu ordnen ist. Die Betty kann doch all deine Sachen zusammenpacken und sie hierherbringen. Vielleicht ist es dir lieb, diese auch hier um dich zu haben. Wir können immer tüchtige und zuverlässige Leute gebrauchen, du kannst sie also bei dir behalten, wenn sie bleiben will. Eine Hausdame werde ich in Berlin ausfindig machen und sie sogleich verpflichten.«

Lori seufzte betreten auf.

»Das alles macht dir eine Menge Mühe und Umstände!«

»Ich tue nur, was jeder Vater für seine Tochter tun würde, also gönne es mir.«

Sie faßte seine Hand. »Du bist so lieb, Onkel Heinz, wenn ich dir nur wirklich nützen kann.«

Er mußte ein wenig lachen. »Nur keine Sorge! Sieh dir mal den Stapel Arbeit hier an. Was meinst du, wie gut es mir tun wird, wenn du ein wenig dabei hilfst. Ich kenne ja alle deine Fähigkeiten, sogar Buchführung und Stenographieren hast du gelernt.«

»Wenn du mich wirklich brauchen kannst?«

»Daran ist nicht zu zweifeln, hier gibt es immer mehr Arbeit, als

wir bewältigen können. Also — einverstanden?«

Er hatte ihre Hand noch immer in der seinen, als könne er sie damit festhalten für alle Zeit. Lori zögerte noch eine Weile, dann nickte sie ihm halb zaghaft, halb beglückt zu.

»Wenn das alles wirklich dein Ernst ist — Onkel Heinz — dann — ach, mein Gott, es ist ja so wunderschön hier — und — ich bin dann doch nicht allein.«

Die Rührung übermannte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Das bewegte auch ihn, und er hätte Lori am liebsten in seine Arme genommen und ihr Köpfchen an seine Brust gedrückt. Aber das durfte er nicht — er durfte ihr nicht mehr sein, als ein gütiger, liebevoller Vormund, der für ihr Wohl zu sorgen hatte. Und ihre Ruhe und ihr Vertrauen zu ihm durften nicht erschüttert werden. Er gab ihre Hand mit einem warmen Druck wieder frei. Und dann erschien Karl und meldete, der Koffer des gnädigen Fräuleins sei angekommen und ihre Zimmer bereit.

Sowohl Heinz als auch Lori betrachteten diese Meldung als eine Erlösung. Sie hatten beide nötig, erst einmal zur Ruhe und Klarheit zu kommen. Lori ließ sich von Karl auf ihre Zimmer führen. Sie waren freundlich eingerichtet. Das ganze Haus zeugte von Wohnlichkeit und Behagen, alle Räume waren mit soliden, geschmackvollen Möbeln ausgestattet, die verschiedenen, vergangenen Perioden angehörten. Alles zeugte von Ordnung und Sauberkeit, man merkte nicht, daß dem Hause schon lange die Hausfrau gefehlt hatte. Heinz hatte auch für das Haus tüchtige, geschulte Dienerschaft, und eine Hausdame hätte sich sehr wohl erübrigt, aber das sollte Lori nie erfahren.

Sie fand ihren Koffer schon aufgestellt, öffnete ihn und nahm ein schlichtes, aber elegantes schwarzes Kleid aus leichter Seide heraus. Schnell befreite sie sich vom Reisestaub, fuhr energisch mit dem Kamm durch ihr natürlich gelocktes Haar und machte sich fertig. Gleich darauf rief das Gong zum Mittagessen, und als Lori die Tür öffnete, stand Karl schon wartend bereit, um sie nach dem kleinen Speisezimmer zu führen.

Mit ihrer vornehmen Haltung schritt sie in natürlicher Grazie die Treppe herab, und als ihr Karl das Speisezimmer öffnete, trat sie

ein. Heinz kam ihr schon entgegen. Er hatte Lori zu Ehren seinen Arbeitsanzug abgelegt, den er sonst meist anbehielt, um nach Tisch gleich wieder auf die Felder zu reiten.

Er führte sie an den gedeckten Tisch, und sie ließen sich einander gegenüber nieder. Sie sprachen zunächst über Unwichtiges, solange Karl, der servierte, anwesend war. Als sie dann wieder allein waren, fragte Lori etwas bedrückt:

»Du willst wirklich nach Berlin reisen, Onkel Heinz?«

»Ja, Lori.«

»Aber du warst doch all die Jahre nicht auf Reisen, warst immer auf Lindenhof.«

Der Wahrheit gemäß hätte er ihr sagen müssen, daß er immerhin geschäftliche Reisen unternommen hatte und sogar einigemal in Berlin war. Aber er venschwieg es ihr, weil sie ihn dann sicher gefragt hätte, warum er sie und ihre Pflegemutter dabei nicht besucht hatte. Er hätte ihr ja dann eingestehen müssen, daß er absichtlich vermieden, mit ihr zusammenzutreffen. So sagte er nur:

»Kleine geschäftliche Reisen in die nächste Umgebung habe ich schon zuweilen gemacht und — schließlich ist es ganz gut, wenn ich auch mal wieder nach Berlin komme.«

Sie fand, daß er durchaus nicht den Eindruck eines weltfremden Sonderlings machte, wie ihr die Pflegemutter immer wieder berichtet hatte, aber sie sagte nichts darüber. Und sie besprachen nun unbefangen alles, was er in Berlin erledigen sollte. Dabei fiel ihr ein, daß eine Bekannte von ihrer Pflegemutter, eine verwitwete Majorswitwe, davon gesprochen hatte, daß sie gern eine führende Stellung in einem großen Haushalt annehmen möchte, wenn sie nur solch eine Stellung finden würde. Sie sagte das Heinz und meinte, daß diese Dame sehr tüchtig und zuverlässig sei. Er sah sie sinnend an.

»Ist sie dir sympathisch?«

»Sehr!«

»Und du weißt ihre Adresse?«

»Ja, ich kann sie dir geben.«

»Gut, dann werde ich mich mit ihr in Verbindung setzen.«

»Sie würde sich sehr freuen.«

»Dann hoffe ich, bald mit ihr einig zu werden.«

Sie besprachen noch allerlei, und Lori fing schon an, sich zu freuen, daß sie in Lindenhof bleiben durfte. Nach Tisch führte sie Heinz durch den schönen alten Park, in dem ebenfalls viele große Linden standen. Er war ganz beglückt, daß sie ganz Lindenhof wunderschön fand, und zum erstenmal empfand auch er die rechte Freude an diesem herrlichen Besitz, weil er Lori darin eine schöne sichere Heimat bieten konnte. Er vermied es, seine Empfindungen für sie zu zergliedem, redete sich ein, daß er nur so glücklich über ihre Anwesenheit war, weil er ihr hier Gutes tun und seine Schuld verringern konnte. Aber dabei labte er seine Augen an ihrer reizenden Erscheinung, an ihren graziösen und maßvollen Bewegungen, dem Glanz ihres goldbraunen Haares und Leuchten ihrer wunderschönen Augen, die so seltsam hell unter den dunklen Brauen und Wimpern hervorsahen.

Als sie nach Tisch selbst den Mokka auf der Maschine bereitete, die der Diener bereitstellte, sah er wie verzaubert auf das anmutige Spiel ihrer schönen Hände. Es war so lange her, daß eine Frau — eine schöne elegante Frau — sich in seiner Gesellschaft befand. Nie war er einer Frau sehr nahe getreten, er wollte keiner Einfluß auf sein Leben gestatten, weil er es für ein Unrecht hielt, daß eine Frau an dem Fluch seines Lebens teilnehmen sollte. Nun er aber die Furcht vor einem Zusammentreffen mit Lori Roda bezwungen hatte, fand er es sehr schön, daß er sie nun stets bei sich habe, und er wußte, daß er sie sehr verwöhnen und ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen würde, um sich Genüge zu tun und einen Teil seiner Schuld abzutragen.

Er widmete sich Lori für den Rest des Tages, fuhr sie später in seinem Auto ein Stück ins Land hinein, so weit Lindenhofer Besitz ging, und wenn sie über eine besonders schöne Landschaft aufjubelte, sah er beglückt von der Seite in ihr reizendes, strahlendes Gesicht.

»Es ist wie ein Märchen, daß ich hierbleiben darf, Onkel Heinz«, sagte sie, als sie auf dem Heimweg waren.

Er erwiderte nichts, und als sie ihn ansah, bemerkte sie wieder den ernsten düsteren Blick in seinen Augen und sah, wie der den schmallippigen Mund fest zusammenpreßte. Was mußte es nur

sein, das so schwer auf ihm lastete, daß er nicht froh und lustig sein konnte. Wenn es ihr doch gelingen könnte, ihn aufzuheitern, ihn froh zu machen!

Dabei trat der Schmerz um den Verlust der Pflegemutter etwas zurück, er tat ihr so leid, und sie hätte gern einmal tröstend über seine schmale, nervige und doch kraftvolle Hand gestreichelt, die fest das Steuerrad umspannte.

»Schade, daß er noch so jung ist«, dachte sie, denn wenn er wirklich ein alter Herr gewesen wäre, hätte sie das wohl getan. So aber wagte sie es nicht. Und gleich darauf sagte sie sich doch wieder, es sei sehr schön, daß er noch so jung war. Aber warum sie das freute, konnte sie sich nicht sagen.

Sie kamen erst in Lindenhof wieder an, als es bald Zeit zum Abendessen war. Und als sie nach demselben noch ein Stündchen plaudernd beisammensaßen, war es ihnen beiden, als sei das schon immer so gewesen. Sie verstanden sich vorzüglich und — Heinz hätte viel darum gegeben, wenn sie immer so allein hätten zusammen sein können. Das sprach er aber nicht aus. Es durfte doch nicht sein, das stand fest, und wenn er sie im Hause behalten wollte, mußte eine ältere Dame im Hause leben.

Als er sich dann von ihr verabschiedete, sagte er: »Wir sehen uns morgen früh wahrscheinlich nicht vor meiner Abreise. Hoffentlich schläfst du gut in der ersten Nacht in deiner neuen Heimat. Du sollst dich in keiner Weise stören lassen. Karl wird für dich sorgen, du mußt ihm alle deine Wünsche sagen, er wird sie alle erfüllen.«

Sie atmete tief auf. »Es ist hier alles wie in einem Zauberschloß.«

Er zwang sich zu einem Lächeln, das aber ziemlich schmerzlich ausfiel. »Und ich bin der böse Zauberer, der dich, die Märchenprinzessin, gefangen hält.«

»Nein, du bist der gütige Zauberer, der mit seiner Zauberrute alles Wünschenswerte für mich herbeizaubert. Es ist nur gut, daß Mama mich so erzogen hat, daß ich nicht hoffärtig werden kann, sondern hübsch bescheiden und dankbar bleiben werde.«

»Sprich nicht von Dankbarkeit — das ertrage ich nicht«, stieß er heiser hervor und wandte sich von ihr ab.

Ganz traurig sah sie ihm nach, aber dann drehte er sich noch einmal um, winkte mit seinem gütigen Lächeln zu und sagte ihr noch einmal gute Nacht.

* *
*

Am andern Morgen war Heinz, wie immer, sehr früh auf dem Posten. In seinem Arbeitszimmer hatte er noch eine Unterredung mit Peter Lenz, seinem Inspektor, dem er alles Nötige für die Zeit seiner Abwesenheit auftrug. Daß dieser alles gewissenhaft erledigen würde, wußte er genau. Als er dann sein Frühstück einnahm, das ihm Karl brachte, sah er zu diesem auf.

»Nun, Karl, was sagst du zu unserem jungen Gast?«

»Ich hoffe sehr, Herr Rommer, daß ein wenig Glück und Sonne auch für Sie mit ihr ins Haus gezogen sein wird.«

»Es hat mir einen argen Stoß versetzt, Karl, als sie plötzlich vor mir stand und mir sagte, daß sie Lori Roda sei. Aber — nun bleibt mir doch nichts übrig, als ihr hier eine Heimat zu geben, und da sie hier im Hause nicht allein mit mir leben kann, werde ich eine ältere Hausdame suchen.«

»Es wird Ihnen guttun, Herr Rommer, etwas weibliche Gesellschaft im Hause zu haben, es ist nicht gut, daß Sie immer so allein herumsitzen.«

Karl durfte Heinz nicht mit »gnädiger Herr« anreden, dieser hatte es sich verbeten. Früher hatte Karl ihn immer nur Herr Heinz genannt, aber das ging Karl zu sehr gegen den Respekt, nun Heinz kein junger Mann mehr war, und so hatten sie sich auf dieser Anrede geeinigt. Karl war Heinz mehr als nur ein Diener und er zeichnete ihn in jeder Beziehung aus, was Karl jedoch nie mißbrauchte. Er war und blieb der alte treue Diener, der das Vertrauen seines Herrn besaß und nie mißbrauchte.

Heinz nickte ihm mit einem Seufzer zu. »Vor allem kann ich so noch viel besser für mein Mündel sorgen. Und wenn ich jetzt einige Zeit in Berlin bin, sorge dafür, daß ihr alle Wünsche erfüllt werden, ganz so, als sei sie meine Tochter.«

»Es wird alles nach Ihren Wünschen geschehen, Herr Rommer.«

»Das weiß ich, Karl. Und Peter wird draußen in der

Landwirtschaft alles prompt erledigen.«

»Das ist selbstverständlich.«

Karl wußte, was das Leben seines Herrn bedrückte, und er war der einzige Mensch, mit dem Heinz zuweilen darüber sprach. Bei ihm wußte er sein Geheimnis am besten geborgen.

»Vergiß nie, Karl, daß mein Mündel nicht erfahren darf, daß ich schuld bin am Tode ihrer Eltern.«

»Sie können unbesorgt sein, aber — eine Schuld haben Sie doch an alledem nicht. Es war ein Unglück — ein Verhängnis, nicht einmal der Richter hat Sie schuldig sprechen können, er mußte Sie freisprechen.«

Heinz winkte hastig ab. »Aber ich kann mich nicht freisprechen, trotzdem ich selbst am besten weiß, daß ich ganz schuldlos eine Schuld auf mich geladen habe.«

»Die haben Sie aber doch tausendfältig gutgemacht und werden Sie immer wieder gutmachen. Sie sollten sich endlich damit abfinden. Es verdüstert doch Ihr ganzes Leben — ohne daß Sie jemand damit nützen oder etwas ungeschehen machen können. Der Himmel selbst hat Fräulein Roda in Ihr Haus geführt, ohne Ihr Zutun, er hat Ihnen damit zeigen wollen, daß Sie längst genug gebüßt haben für eine Sache, die gar nicht zu büßen war. Hoffentlich löst Fräulein Roda den Druck von Ihrer Seele, wenn sie nun in Lindenhof bleibt.«

Heinz sah gedankenverloren vor sich hin, ohne recht auf Karls Worte zu hören. Dann schob er seine Tasse zurück.

»Du meinst es gut, Alter, und ich danke dir. Aber nun muß ich aufbrechen, damit ich meinen Zug nicht versäume.«

Er erhob sich und ging hinaus. In der Halle nahm er Hut und Mantel und bestieg sein Auto, mit dem er bis an die Umsteigstation fahren wollte, wo er den D-Zug erreichte.

»Bestellen Sie einen herzlichen Gruß an Lori, Karl!« rief er diesem zu, ehe der Wagen abfuhr.

Diese Worte hörte Lori selbst, als sie in dem Moment an das Fenster ihres Schlafzimmers trat, wo sie sich hinter dem Vorhang verbarg. Denn sie war gerade erst erwacht und im Schlafanzug zum Fenster gehuscht, weil sie das leise Surren des Motors vernahm.

Verträumt sah sie dem Wagen nach. Also hatte sie nicht geträumt, sie war in Lindenhof, vor ihren Augen breitete sich der schöne alte Park aus, durch dessen noch unbelaubte Bäume sie in der Ferne die Berge ganz deutlich liegen sah. Wenn die Bäume erst alle voll belaubt waren, würde man die Berge kaum noch sehen können. Aber Heinz hatte ihr gestern im Park ein Aussichtsplätzchen gezeigt, wo die Augen frei und ungehindert über die herrliche Landschaft schweifen konnten.

Wie gut von Onkel Heinz, daß er nun nach Berlin fuhr und ihr all diese umständlichen Dinge abnahm.

Schnell kleidete sie sich an, nachdem sie im anstoßenden Badezimmer ein Bad genommen und ihre gymnastischen Übungen gemacht hatte, an die sie gewöhnt war.

Sie mußte ihr Reisekleid von gestern wieder anziehen, da sie außer diesem nur das Abendkleidchen von gestern Abend bei sich hatte, und dieses konnte sie doch am Vormittag nicht gut tragen. Sie mußte sich nun behelfen, bis sie ihre anderen Sachen bekam. Aber das kümmerte sie jetzt wenig. Erst einmal freute sie sich auf das Frühstück, denn sie hatte einen gesunden Hunger. Und dann wollte sie einen weiten Spaziergang machen, darauf freute sie sich auch.

Als sie in die Halle hinunterkam, stand Karl schon ihrer wartend am Fuße der Treppe und führte sie in das Zimmer, in dem das Frühstück eingenommen wurde. Er fragte sie, als er ihr den Sessel am Tisch zuschob, ob sie Kaffee, Tee oder Schokolade beliebte. Sie sah auf den appetitlich angerichteten Tisch, auf dem nichts fehlte, was zu einem guten Frühstück gehört, und am liebsten hätte sie sich, gegen ihre Gewohnheit, Schokolade bestellt, weil es ihr schien, als sei heute ein besonderer Festtag, aber sie erklärte bescheiden, sie wolle nehmen, was vorhanden sei und keine besondere Mühe machen.

»Nichts macht Mühe, und alles, was das gnädige Fräulein wünscht, wird sofort bereitet.«

Mit einem schüchternen Lächeln fragte sie: »Kann ich auch Schokolade haben?«

»Gewiß, gnädiges Fräulein!«

»Dann bitte!«

Karl verschwand und in wenig Minuten stand eine köstlich duftende Schokolade vor ihr, dazu ein Kristallschüsselchen mit guter, fetter Schlagsahne. Lori konnte sich nicht verhehlen, daß dies, mit dem frischen knusprigen Weißbrot und mit hervorragend guter Marmelade, die im Hause selbst eingekocht war, ein fantastisches Frühstück war. Es standen auch frische Eier in einem Eierwärmer und ein Glas Honig bereit. Heinz hatte Anweisung gegeben, daß nichts fehlen sollte.

Und während Lori nun mit Behagen schmauste und die Sorge um ihre schlanke Linie heute ganz aufgab, ahnte sie nicht, daß Heinz Rommer selber immer sehr einfach frühstückte und nur ihr zu Gefallen das alles aufbauen ließ.

Als sie fertig war, machte sie sich den Vorwurf, sehr unmäßig gewesen zu sein, und sie sah ein wenig schuldbewußt auf ihren Teller herab. Als Karl wieder erschien und nach weiteren Befehlen des gnädigen Fräuleins fragte, sagte sie lächelnd:

»Befehle kommen mir hier nicht zu, Karl. Sie haben so wundervoll für mich gesorgt, daß ich ein wenig unbescheiden war. Es hat herrlich geschmeckt.«

»Ich habe nur getan, was mein Herr mir befohlen hat, denn er will, daß es dem gnädigen Fräulein gut gefällt in Lindenhof.«

Lori machte sich nun auf ihren Spaziergang und kam nach einigen Stunden müde, aber hochbefriedigt zurück. Es war ihr zumute, als begehe sie ein Unrecht an ihrer verstorbenen Pflegemutter, daß sie so bald nach deren Tod schon wieder froh sein konnte, aber Onkel Heinz hatte ihr in seiner gütigen Weise alle Sorgen abgenommen, und sie war ihm von Herzen dankbar dafür. Sie hatte gar nicht das Empfinden, daß sie sich in einer fremden Umgebung befand, alles war ihr so lieb und vertraut, und nur eins bekümmerte sie ein wenig — daß Onkel Heinz nicht bei ihr war. Aber er wollte nicht lange fortbleiben, und wenn er erst zurück war, dann würde ihr gar nichts mehr zu wünschen übrigbleiben, denn er konnte ihr dann auch eine bestimmte Tätigkeit zuweisen, damit sie das Gefühl habe, sich nützlich zu machen. Bis dahin hatte sie sich dann wohl auch an den Gedanken gewöhnt, daß er so viel jünger war, als sie geglaubt hatte. Denn dieser Umstand allein machte ihr noch allerlei Unruhe, ohne daß sie wußte, warum. Es konnte ihr doch wirklich

schließlich ganz gleichgültig sein, daß er einige Jahre weniger zählte als der alte, ehrwürdige Onkel Heinz, den sie sich immer vorgestellt hatte. Sie rechnete aus, wie alt er wohl sein mochte. Er hatte ihr gesagt, ihr Vater sei zehn Jahre älter gewesen als er. Sie wußte aber, daß ihr Vater, wäre er am Leben geblieben, jetzt im neunundvierzigsten Jahre gestanden hätte. Für ein junges Mädchen von etwas über achtzehn Jahren war natürlich ein Fünfziger ein alter Herr.

So beschäftigte sie sich sehr viel in ihren Gedanken mit Onkel Heinz. Und je länger er ausblieb, desto mehr verlangte sie nach seiner Rückkehr. Ihr war, als hätte sie ihm noch sehr viel zu sagen und ihn viel zu fragen.

Inzwischen wurde wirklich aufs beste für sie gesorgt, und sie sagte sich, daß sie alles erst verdienen müsse, im Grunde gar kein Recht habe, diese großzügige Gastfreundschaft anzunehmen. Schließlich war er doch kein Verwandter von ihr, sondern nur der Freund ihres Vaters. Wohl hatte er diesem versprochen, wie für eine eigene Tochter für sie zu sorgen, und das Freundschaftsverhältnis zwischen ihrem Vater und ihm mußte wohl ein sehr ideales gewesen sein. Wenn sich Onkel Heinz nun also auch verpflichtet fühlte, für sie zu sorgen, so konnte sie das doch nicht so ohne weiteres annehmen. Das alles mußte sie erst noch einmal mit ihm besprechen. Er mußte ihr jedenfalls hier ernste Pflichten und Arbeiten geben, damit sie das Gefühl haben konnte, ihren Unterhalt zu verdienen. Am liebsten hätte sie sich schon jetzt an seinen Schreibtisch gesetzt, um dort aufzuarbeiten, was sie konnte, aber dazu hatte sie nicht die Berechtigung. So mußte sie also warten, bis er zurückkam. Und jeder Tag, den er länger ausblieb, machte sie unruhiger.

* *
*

Heinz hatte in Berlin alles so schnell als möglich erledigt. Es drängte ihn wieder nach Hause, nachdem er in seinem Innern etwas ruhiger geworden war über Loris Auftauchen in Lindenhof. Er hatte die kleine Erbschaftsangelegenheit für sein Mündel erledigt und, wie er mit Lori besprochen hatte, die Wohnungseinrichtung ihrer Pflegemutter versteigern lassen. Betty

war ihm zur Hand gegangen und hatte alles eingepackt, was Lori persönlich gehörte und auch noch einige liebe Andenken, die Lori nicht hatte missen mögen, dazu getan. Betty war sehr froh, daß sie in Lindenhof Stellung bekommen sollte, denn es war durchaus nicht leicht, ein ihr zusagendes Unterkommen zu finden. So zeigte sich das anstellige Mädchen sehr dienstbereit, und Betty nahm Heinz mancherlei Mühe ab. Es stellte sich heraus, daß bei der Versteigerung für Lori eine Summe von sechstausend Mark erzielt worden war. Heinz schrieb das alles gewissenhaft auf und überlegte sich, daß hier wieder eine Gelegenheit war, Lori in unverfänglicher Weise ein kleines Kapital gutzuschreiben. Er erhöhte also die Summe genau um das Doppelte und legte das Geld auf Loris Bankkonto fest. Er hatte ihr da bereits vor Jahren, als er sich ihrer annahm, gutschreiben lassen, was er aus dem Erlös des Nachlasses ihrer Eltern bekommen hatte. Das war mit Zins und Zinseszins für sein Mündel festgelegt worden. Alles, was sie sonst verbraucht hatte, war von ihm bezahlt worden. Immerhin hatte Lori also ein kleines Vermögen von fünfundzwanzigtausend Mark. Er nahm sich vor, ihr das zu sagen, wenn er heimkam und ihr ein Scheckbuch mitzubringen, so daß sie ab und zu unabhängig von ihm etwas abheben konnte. Lori wollte vielleicht nicht um jeden Groschen bei ihm anfragen, und er konnte ja heimlich den Betrag, den sie verausgabt hatte, wieder auffüllen. Da er ihr Vormund und sie noch nicht mündig war, mußte er von ihr Rechenschaft darüber verlangen, was sie ausgab. So konnte er sich unverfänglich unterrichten, was von ihrem Konto abgehoben wurde. Ebenso, wie er sie immer in dem Glauben erhalten hatte, daß ihr Vater für sie Erziehungsgelder hinterlassen hatte, wollte er ihr auch jetzt das Gefühl der Unabhängigkeit geben und erhalten.

Inzwischen hatte er sich auch mit der Witwe in Verbindung gesetzt, von der ihm Lori gesprochen hatte. Sie hieß Maria Sund und erschien auch ihm sehr sympathisch. Es dauerte nicht lange, so waren sie beiderseitig einig. Frau Sund bewohnte in einer Pension zwei kleine Zimmer, da sie nur eine bescheidene Rente hatte, und war sehr froh, einen ihr zusagenden Wirkungskreis zu bekommen, der ihre Verhältnisse aufbessern konnte. Sie konnte sich sofort bereit machen, um Heinz zu begleiten, wenn er nach

Lindenhof zurückfuhr. Betty konnte schon einige Tage früher abreisen mit ihren und Loris Gepäckstücken, und die Wohnung der Frau Ottilie Sanders übernahm ein junges Brautpaar, das heiraten wollte.

So war alles gut geordnet worden, und Heinz konnte sich befriedigt mit Frau Sund auf die Heimreise machen. Es erging Heinz seltsam; noch nie hatte er sich so sehr gesehnt, heimzukehren, als von dieser Reise. Er konnte die Zeit nicht erwarten, sein Mündel wiederzusehen, und es war wie eine Angst in ihm, daß sie Lindenhof schon wieder verlassen haben könne ohne sein Wissen.

Zum Glück plauderte Frau Sund recht amüsant und angeregt mit ihm, so daß er von seinen Gedanken während der Reise abgezogen wurde.

Das Auto wartete wieder an der Umsteigestation, und Heinz erkundigte sich beim Chauffeur, ob alles in Ordnung sei in Lindenhof.

Dieser beruhigte ihn. Das gnädige Fräulein hätte am liebsten mitfahren wollen, hatte aber doch lieber davon abgesehen, da man nicht wußte, ob der Wagen schon mit großem Gepäck belastet war. Sonst hätte sie Frau Sund gern eingeholt.

Heinz wußte nun wenigstens, daß Lori noch in Lindenhof war, erfuhr auch, daß Betty mit den Koffern schon eingetroffen sei.

Er setzte sich selbst an das Steuer, der Chauffeur nahm neben ihm Platz, die alte Dame hatte den Wagen ganz für sich und leistete sich ein Nickerchen, damit sie in Lindenhof frisch ankam.

Heinz schlug ein ziemlich schnelles Tempo an, als sie auf der guterhaltenen Autostraße dahinfuhren, die sich an einem Flußufer hinzog. Endlich, viel zu spät für seine Ungeduld, sah man Lindenhof auftauchen, und wenige Minuten später fuhr das Auto am Haus vor. Heinz blickte mit großen Augen zum Portal empor und sah Lori dort oben stehen. So schlicht und einfach sie in ihrem schwarzen Kleidchen aussah, schien ihm doch ein Glanz von ihrer Erscheinung auszugehen.

Hastig sprang er aus dem Wagen, überließ es dem herbeieilenden Karl, Frau Sund zu helfen, und eilte auf Lori zu.

Sie streckte ihm ein wenig zaghaft die Hand entgegen, und

einen Augenblick sahen sie sich dabei in die Augen. Dieser Blick machte Loris Wangen und Heinz Rommers Stirn erröten.

Lori wandte sich dann Frau Sund zu und begrüßte sie herzlich. Diese dankte Lori vor allem für ihre Fürsprache und sagte einige bewundernde Worte über Lindenhof. Man ging in die Halle, und Heinz begrüßte Frau Sund als neue Hausgenossin. Er hatte ihr unterwegs auseinandergesetzt, daß er sie hauptsächlich zu Loris Schutz angenommen habe, sein Haus werde sie in bester Ordnung finden, und es wäre wahrscheinlich nicht schwer, den richtigen Ton zu seinen gutartigen Angestellten zu finden. Sie brauche nur dafür zu sorgen, daß etwas mehr frauliches Behagen im Hause verbreitet würde, es sei alles etwas sehr auf einen Junggesellenhaushalt zugeschnitten, und darin würde sich sein Mündel ohne weibliche Gesellschaft nicht sehr wohl fühlen. Es sei sein inniges Bestreben, Lori den Aufenthalt in Lindenhof angenehm zu machen, denn er habe seinem verstorbenen Freund versprochen, wie für eine Tochter für Lori zu sorgen. Er sei dem verstorbenen Freunde sehr verpflichtet gewesen und wolle das nun an dessen Tochter gutmachen.

Sie versprach ihm, daß sie ihn dabei nach Kräften unterstützen werde. Lori sei ein sehr liebes, wertvolles Geschöpf und sei seiner Fürsorge wert. Es sei sehr edel und großmütig von ihm, daß er so viel für sie tue. Danach brach Heinz schnell das Gespräch ab, er konnte nicht vertragen, daß jemand ihn lobte für das, was er an Lori tat. Sie hatte aber gleich eine sehr gute Meinung von Heinz gefaßt und wurde ihm in Zukunft eine zuverlässige Helferin, die auf alle seine Wünsche einging.

Mit Lori verstand sie sich sehr gut, und Lori war froh, sie in Lindenhof zu haben, denn ihre Anwesenheit gab ihr schnell ihre Sicherheit wieder.

Es entwickelte sich nun in Lindenhof ein sehr angenehmes Leben, und Lori bemerkte mit inniger Freude, daß Onkel Heinz zuweilen den düsteren Ausdruck seiner Augen verlor und auch in die heitere Stimmung verfiel, welche Frau Sund in ihrer behaglichen fraulichen Güte um sich zu verbreiten verstand.

Er gab auch Loris Drängen um eine Betätigung nach, und es dauerte gar nicht lange, da wurde sie ihm eine tüchtige Helferin. Schnell ging sie auf all seine Geschäfte ein, zeigte sich sehr

gewandt und arbeitete sich immer mehr ein, ganz in seinem Ideenkreis aufgehend.

Eines Tages, wenige Wochen nach ihrem Einzug in Lindenhof, saß Lori ihm wieder an seinem Schreibtisch gegenüber, und sie besprachen den Inhalt einiger Geschäftsbriefe, die sie für ihn schreiben sollte. Eifrig und aufmerksam sah sie in sein ernstes, gebräuntes Gesicht.

Als sie fertig waren, sah er sie mit seinem gütigen Lächeln an, das er nur für sie hatte.

»Hoffentlich strengt dich deine neue Tätigkeit nicht zu sehr an, Lori, du bist in bezug auf Arbeit fast unersättlich.«

Sie lachte leise.

»Du gibst mir noch lange nicht genug Arbeit. Bitte, bedenke, daß mir eigentlich nur diese Arbeit das Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit gibt. Ich habe dir sonst gar zu viel zu danken.«

Seine Stirn zog sich zusammen. »Du sollst doch nicht von Dank sprechen.«

»Ich tue es ja auch selten genug, aber manchmal kann ich nicht anders.«

»Und du sollst auch nicht glauben, daß du von mir abhängig bist. Was tue ich schon für dich? Du lebst in meinem Hause und machst es mir so sonnig, wie es nie gewesen ist. Und arbeitest viel für mich. Dafür hast du hier deinen freien Aufenthalt, das ist wenig genug.«

»Du gibst mir eine schöne, liebe Heimat, Onkel Heinz.«

»Nun gut, so danken wir uns gegenseitig, aber bitte — ohne Worte. Und — bei dieser Gelegenheit möchte ich etwas mit dir besprechen, was ich mir schon lange vorgenommen, aber noch nicht habe ausführen können. Hier habe ich dir von deiner Bank in Berlin ein Scheckbuch mitgebracht.«

Er legte ihr das graue Heftchen vor, und sie sah verwundert darauf nieder.

»Was soll ich damit?«

»Nun, wie ich dich kenne, würde es dich große Überwindung kosten, mich wegen kleiner Summen für deine Garderobe oder sonstige Anschaffungen um Geld zu bitten. Du bist ja nun alt und verständig genug, daß ich dich in deine Vermögensverhältnisse

einweihe.«

»Vermögensverhältnisse? Ich weiß doch, daß mein Vater mir gerade nur soviel hinterließ, daß meine Erziehungsgelder bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre für mich ausreichen. Wenn du mir diese Erziehungsgelder jetzt also noch auszahlen willst, werde ich ja für einige Jahre genug haben, um meine Kleiderausgaben zu bestreiten.«

»Ganz im Bilde bist du freilich nicht. Außer diesen Erziehungsgeldern besitzest du noch ein Vermögen von etwa fünfundzwanzigtausend Mark.«

Erstaunt, aber sichtlich erfreut, sah sie ihn an. »Oh, das wußte ich nicht, da bin ich ja sehr reich«, scherzte sie.

»Nun, sehr reich kann man das nicht nennen, aber du hast immerhin im Jahr ungefähr elfhundert Mark Zinsen.«

Sie schlug die Hände zusammen. »Und das nennst du nicht reich?«

Er mußte lachen.

»Allerdings nicht, aber vielleicht reichst du damit aus, deine Anschaffungen zu bestreiten. Ich betone, daß ich das auch sehr gern tun würde, aber so gut kenne ich dich nun schon, daß ich weiß, es erleichtert dich sehr, wenn du das alles selbst beschaffen kannst.«

Ihr leuchtender Blick traf ihn bis ins Herz.

»Oh, wie gut kennst du mich da. Das ist eine herrliche Botschaft für mich, Onkel Heinz. Und wenn ich mir also etwas anschaffen will, brauche ich nur einen Scheck auszuschreiben?«

Er machte ein amtliches Gesicht. »Mit einer Einschränkung.«

»Oh weh!«

»Du mußt mir von Zeit zu Zeit, so lange du noch mein Mündel bist, Rechenschaft darüber ablegen, was du entnimmst. Ich wünsche, daß dir dies kleine Vermögen erhalten bleibt. Wenn du also mehr als die Zinsen ausgibst, muß ich dafür sorgen, daß der Ausfall gedeckt wird.«

»Aber — ich komme gut damit aus, was denkst du denn.«

»Nun, vielleicht hast du doch einmal eine besondere Ausgabe. Das müssen wir dann besprechen. Dein Vermögen ist in Papieren angelegt, und es darf keins davon verkauft werden.«

»Das kommt auch gar nicht in Frage. Aber ich finde es herrlich, daß ich eine so vermögende junge Dame bin. Jetzt bin ich noch einmal so gern in Lindenhof, denn nun weiß ich, daß ich dir auch über meine Mündigkeit hinaus keine besonderen Ausgaben mache. Damit hast du mir das Herz sehr leicht gemacht.«

»Ich dachte es mir, deshalb sagte ich dir das alles. Allerdings sage ich dir ganz offen, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn du, wie eine Tochter, alles von mir annehmen würdest.«

»Aber mir ist es lieber so, Onkel Heinz. Weißt du, über diesen ehrwürdigen Titel stolpere ich immer ein wenig. Du hast so gar nichts Onkelhaftes. Es paßt gar nicht zu dir.«

»Warum nicht?«

»Weil du noch so jung bist.«

»Du wünschest also, du könntest mir einen anderen Titel geben?«

Dabei sah er sie groß und ernst an. Sie wurde unter diesem Blick ein wenig blaß. Irgendeine unerklärliche Befangenheit überfiel sie bei seinen Worten.

»Was meinst du damit?« fragte sie mit unsicherer Stimme.

»Auch das will ich dir heute sagen. Ich habe die Absicht, dich eines Tages, wenn verschiedene gesetzliche Bedingungen erfüllt sind, zu adoptieren.«

Gespannt sah er sie an.

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein — o nein!« rief sie abwehrend und von einer unbegreiflichen Bangigkeit erfüllt.

Forschend sah er sie an. »Warum nicht?«

»Weil — ach — ich weiß nicht, warum mir das unmöglich vorkommt. Ich — nein — ich könnte dich nie Vater nennen.«

»So weit reicht also dein Vertrauen zu mir nicht?«

Ganz blaß war sie geworden. »Bitte, so darfst du das nicht auffassen — du bist aber zu jung, viel zu jung, als daß ich dich mir als meinen Vater vorstellen könnte.«

Er zwang seine eigene Unruhe nieder, denn plötzlich erschien es auch ihm unmöglich, sich als ihren Vater zu betrachten. Aber er suchte ganz ruhig zu ihr zu sprechen.

»Du mußt bedenken, Lori, daß ich dir durch diese Adoption nur

ein Anrecht geben möchte auf mein Erbe. Ich habe keinen Menschen auf der Welt, der mir nähersteht als du, und ich will dir eine unbestreitbare Anwartschaft auf mein Erbe geben für den Fall meines Todes.«

Sie schüttelte wieder abwehrend den Kopf. »Sprich doch nicht von deinem Tode, Onkel Heinz — das — ja — das ängstigt mich. Was sollte ich auf der Welt, wenn auch du mir noch genommen würdest. Und — du bist doch viel zu jung, um schon solche Bestimmungen zu treffen. Du wirst eines Tages heiraten — eine Frau und eigene Kinder haben — und — dann würde ich deren Erbe nicht um die Welt schmälern wollen.«

Er merkte, wie sehr sie dieser Gedanke beunruhigte. Lori aber hatte kaum davon gesprochen, daß er Frau und Kinder haben könne, als ihr auch schon das Herz brennend wehtat bei dem Gedanken, daß es Menschen geben könne, die sich zwischen sie und Heinz stellen könnten.

Sein Gesicht hatte sich verdüstert. »Ich werde nie heiraten, Lori.«

Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Das hat schon mancher gesagt und sich dann doch umbesonnen.«

Sein Mund war herb geschlossen. Dann sagte er fest und bestimmt: »Ich werde aber bestimmt nicht heiraten, Lori.« Dabei sah er so düster aus, daß sie wieder ein heißes Mitleid befiel.

Sie faßte wie tröstend seine Hand; »Das klingt, als hättest du mit dem Leben abgeschlossen.«

Er atmete gequält auf.

»In gewissem Sinne habe ich das auch, Lori — es ist etwas in meiner Vergangenheit, was es mir unmöglich macht, mich zu verheiraten. Das will ich dir sagen, damit du daran glaubst. Ich sehe in dir allein meine Erbin, denn nur gegen dich habe ich Pflichten zu erfüllen. Glaube es mir. Aber ich will dich heute nicht weiter damit beunruhigen, wir haben ja noch einige Jahre Zeit bis zu dem Tage, da es mir gestattet wird, dich zu adoptieren. Bis dahin wollen wir nicht mehr davon sprechen. Aber du kannst schon von heute an Lindenhof als dein Erbe betrachten. Und wenn ich dir zugebilligt habe, dich hier in meinen Pflichtenkreis einzuarbeiten, und wenn ich dich darin auch weiter unterstütze,

so geschieht das hauptsächlich deshalb, weil du eines Tages hier Herrin sein wirst.«

Sie hob flehend die Hände zu ihm auf. »Onkel Heinz — ich will das alles so schnell als möglich zu vergessen suchen! Soll mich meine Dankesschuld gegen dich erdrücken?«

»Es gibt keine Dankesschuld, Lori, bitte, schlag dir das aus dem Sinne. Um dich zu beruhigen — ich habe große Verpflichtungen gegen deinen Vater, deren ich nie ledig werden kann und will. Du wirst mir nichts, gar nichts zu danken haben.«

»Das klingt alles so geheimnisvoll!«

Seine Lippen zuckten.

»Es ist auch ein Geheimnis dabei, Lori, das ich dir aber nie enthüllen kann und darf. Deshalb begnüge dich mit meiner Versicherung, daß ich deinem Vater unendlich viel mehr schuldig bin, als ich je an dir gutmachen kann. Da dein Vater und deine Mutter nicht mehr am Leben sind, kann ich nur an dir gutmachen. Bitte, begreife das und nimm es als Tatsache. Es soll dich ganz von dem Gedanken erlösen, als seiest du mir zu Dank verpflichtet. Und — wenn du mir nur ein wenig gut bist, hilf mir, meiner Schuld so viel als möglich ledig zu werden.«

Sie schwieg eine Weile, sah forschend in sein blasses, zuckendes Gesicht und fragte leise: »Hängt es damit zusammen, daß du so einsam und düster geworden bist?«

Auch er schwieg eine Weile. Dann sagte er gepreßt: ‚Ja, Lori — es hängt damit zusammen. Aber bitte, frage nicht weiter.«

»Nein, ich werde nicht weiter fragen, Onkel Heinz — aber wenn du auch eine noch so große Schuld gegen meinen Vater hattest — ich — ja — ich spreche dich davon frei, denn ich weiß, daß du unschuldig darunter leidest.«

Er sprang auf und trat ans Fenster, damit sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Sie sprach ihn frei — er hätte ihr zu Füßen stürzen und ihr danken mögen. Aber er wußte doch, wenn sie erfahren hätte, daß er ihren Vater erschossen, wenn auch gegen seinen Willen, dann hätte sie diesen Freispruch zurücknehmen müssen.

Lori sah ihm mit großen Augen nach. Sie spürte, wie tief erregt Heinz war und wäre so gern zu ihm getreten, um leise tröstend über seine Stirn zu streichen. Das wagte sie aber nicht, sie wußte,

daß er qualvoll um Fassung rang, und sie sagte sich auch, daß ein düsteres Geheimnis ihn bedrücken mußte. So verharrte sie still, bis er sich wieder in der Gewalt hatte und sich zu ihr umwandte. Er sah, wie blaß sie war. Mit einem erzwungenen Lächeln ließ er sich wieder nieder.

»Gestatte mir, Lori, daß ich nicht weiter auf unsere Unterredung eingebe, nur laß dir danken für diesen Freispruch. Ich will denken, daß er meine Schuld etwas geringer gemacht hat. Und hilf mir, daß ich weiter gutmachen kann.«

»Alles will ich tun, was ich kann, wenn dir dadurch auch nur ein wenig geholfen wird.«

Sie wurden unterbrochen durch den Eintritt Karls, der für seinen Herrn einen Imbiß brachte.

Lori nahm ihm denselben ab und sagte lächelnd: »Geben Sie her, Karl, ich werde sehr streng darauf halten, daß Onkel Heinz alles verzehrt, was Sie ihm gebracht haben.«

Der Diener strahlte sie an. Er wußte sich mit Lori im Bunde, sie gab acht auf den Herrn, wie er selbst, und beruhigt zog er sich zurück.

Lori stellte Heinz alles zurecht und forderte ihn auf, zuzulangen.

»Nur, wenn du mir Gesellschaft leistest, Lori«, sagte er.

»Ich habe zwar schon mein zweites Frühstück eingenommen, aber da es in Gesellschaft besser schmeckt, will ich mithalten. Du mußt mir aber auch versprechen, daß du dann alles aufißt, sonst schneide ich bei Karl schlecht ab.«

Er langte nun auch tapfer zu, und sie suchte ihn aufzuheitern. Mehr konnte sie ja nicht für ihn tun, so gern sie es auch getan hätte.

Während er gehorsam den Imbiß bis zum letzten Rest verzehrte, besprachen sie noch allerlei Geschäftliches, das Lori erledigen sollte, während er noch einmal auf die Felder hinaus mußte. Es wurden die Vorbereitungen zur Heuernte getroffen, und da mußte alles klappen.

Als er davongefahren war, sah sie mit nachdenklichem Gesicht hinter ihm her. Sie dachte noch einmal an alles das, was sie mit ihm besprochen hatte und grübelte darüber nach, wie sie ihm helfen konnte, ruhig zu werden. Womit er sich auch an ihrem

Vater vergangen haben mochte, sie war überzeugt, daß es nichts Unehrenhaftes gewesen, und was er alles an ihr getan hatte, mußte ihn von aller Schuld entbinden. Dabei ahnte sie nicht einmal, was er schon alles für sie geleistet hatte.

Lori fragte sich nun auch, warum sie so sehr erschrocken gewesen war, als er ihr gesagt hatte, daß er sie adoptieren wollte. Sie konnte sich nicht darüber klar werden, wußte nur, daß sie nie darein willigen würde. Wenn sie nicht so unerfahren und jung gewesen wäre, hätte sie vielleicht eine Antwort gefunden. Es bedrückte aber ihr junges Gemüt, daß sie nicht so helfen konnte, wie sie gern gewollt hätte. Es lag ihr fern, sich in Heinz' Geheimnis drängen zu wollen, aber sie wäre doch froh gewesen, es zu kennen, weil sie sich einbildete, daß sie dann hätte helfen können.

Tief aufatmend wandte sie sich vom Fenster ab, um die Briefe zu schreiben, die er ihr aufgetragen hatte, und sie war sehr eifrig darauf bedacht, alles recht gut zu machen, damit er mit ihr zufrieden sein würde. Erst als sie fertig war, suchte sie Frau Sund auf, die eben dabei war, eine Ecke des großen Wohnzimmers behaglicher zu gestalten, wie sie schon in fast allen Räumen verschönernd eingegriffen hatte. Lori half ihr dabei, und sie konnten es beide gar nicht schön genug haben. Und beiden war wichtig, ob das, was sie geändert hatten, den Beifall des Hausherrn haben würde.

Als Heinz zum Mittagessen wieder nach Hause kam, mußte er erst einmal begutachten, und sie freuten sich beide, daß er sehr zufrieden mit der Änderung war.

»Lindenhof hat sich unter Ihren Händen ganz erheblich verschönt. Ich habe nicht gedacht, daß die Räume sich so behaglich ausstatten ließen. Beinahe schäme ich mich ein wenig, daß ich das nicht selber gemerkt habe, was hier alles zu verschönern war. Aber so ein armer Junggeselle hat eben keinen Blick dafür. Und mein verstorbener Onkel hat auch nach dem Tode seiner Frau und seiner Söhne kein Auge mehr dafür gehabt«, sagte er mit einem guten Lächeln, das zuweilen die Düsterkeit seines Gesichts erhellte, wenn er sich bewußt wurde, wie gut er es jetzt hatte, seit Lori in sein Haus gekommen war.

Draußen auf den Feldern hatte er seine äußere Ruhe wiedergefunden, er konnte sich bei Tisch ganz unbefangen geben,

und das gab auch Lori ihre Ruhe wieder. Sie berührten beide mit keinem Wort, was sie heute vormittag besprochen hatten.

* *
*

Monate vergingen nun in scheinbar ungetrübter guter Stimmung. Heinz wurde wirklich von Tag zu Tag munterer, und er gab sich dem Zauber hin, den Lori auf ihn ausstrahlte, ohne sich Rechenschaft über sein Empfinden zu geben. Er wehrte auch jeden Gedanken darüber von sich, warum ihm das Leben jetzt so viel schöner erschien. Nur durfte er nicht daran denken, daß es je wieder anders werden könne. Wenn er Loris strahlendes, glückliches Gefühl sah, spürte, daß sie sich in Lindenhof glücklich fühlte, dann fühlte er sich mehr und mehr entsühnt. Freilich machte er sich auch zuweilen Vorwürfe, daß er ihre offensichtliche Zuneigung erschlichen habe, daß er es eigentlich nicht hätte dulden dürfen, daß sie ihm so herzlich zugetan war, ihn so schrankenlos verehrte als ihren Beschützer und Wohltäter, aber solche Bedrängungen wehrte er immer wieder von sich. Er durfte ihr doch nicht sein Geheimnis verraten, weil er sie damit nur unglücklich gemacht, ihren Seelenfrieden gestört hätte. So ließ er sich mehr und mehr von dem Gedanken einlullen, daß alles ja nur zu Loris Bestem geschah, und daß er eben nichts an alledem ändern durfte. Wenn sie sich besonders zutraulich gegen ihn zeigte und mühte, ihm ein Lächeln abzulocken, ihn zu erfreuen und aufzuheitern, dann wurden ihm zuweilen die Augen feucht, und er mußte sich abwenden, daß sie seine Bewegung nicht merkte. Sie merkte aber doch alles, was ihn anging und hätte gern Unmögliches vollbracht, um ihm die heimliche Last von der Seele zu nehmen.

Die Heuernte war vorüber, auf den Feldern wogte das reife Getreide, und wie die Heuernte gut und reich gewesen war, so versprach nun auch die Getreideernte vorzüglich zu werden. Heinz waren jetzt manchmal Bedenken gekommen, ob das Leben in Lindenhof nicht zu still für Lori war. Er sprach das auch eines Abends aus, als er mit ihr und Frau Sund nach Tisch im Wohnzimmer saß. Da lachte Lori unbekümmert.

»Ich möchte wissen, was mir hier fehlen sollte, Onkel Heinz. So

viel Abwechslung und Anregung wie hier gibt es doch nirgends. Immer ist etwas anderes los, jeder Tag bringt neue Freuden. Du kannst ganz ruhig sein, mir fehlt hier nichts, gar nichts.«

»Vielleicht nicht, wenn das alles noch neu für dich ist, aber wenn sich jedes Jahr dasselbe wiederholt, dann wirst du es müde, dich daran zu freuen.«

Sie winkte hastig ab. »Das glaube nur nicht, Onkel Heinz, ich finde das Leben auf Lindenhof sehr schön und interessant. Jetzt kommt die Getreideernte, dann die Obsternte, darauf freue ich mich besonders. Du — im Obstgarten hängen Äpfel an den Bäumen so groß wie kleine Kinderköpfe. Und die Spalierbirnen — alle Äste müssen hochgebunden werden. Wir wollen uns hervorragend an der Obsternte beteiligen, Frau Sund und ich.«

»Lori hat recht, Herr Rommer, ich kann ihr nur in allen Dingen beistimmen.«

Er hörte das so gern, fühlte sich aber verpflichtet, zu sagen: »Trotzdem werde ich gleich nach der Getreideernte für einige Tage mit dir und Frau Sund nach Berlin reisen, damit du wieder einmal Großstadtluft, Theater und Konzerte genießen kannst.«

Sie sah ihn mit ihren großen, klaren Grauaugen an. Und weil sie meinte, daß vor allem ihm eine solche Ausspannung wohltun konnte, zeigte sie sich erfreut.

»Das wäre sehr nett, ein gutes Theaterstück und ein gutes Konzert könnte man schon wohlwollend in Erwägung ziehen. Es müßte auch für dich sehr angenehm sein. Aber — wenn es nach mir geht — dann nur auf ein paar Tage, denn zur Obsternte bin ich hier unabkömmlich«, scherzte sie.

So wurde beschlossen, nach der Getreideernte, sobald Heinz es einrichten konnte, ein paar Tage nach Berlin zu reisen. Die Damen machten Pläne für allerlei Einkäufe, die sie erledigen wollten, und Heinz versicherte, daß er sich auch auf Berlin freue. Lori war sehr froh darüber, es schien ihr ein Zeichen, daß Onkel Heinz mehr und mehr seine Weltscheu ablegte und er sich nicht mehr so ängstlich in Lindenhof begraben wollte. Lori ging sehr lebhaft auf die Pläne ein, die man für den Berliner Besuch machte, und Heinz ahnte nicht, daß dies alles nur in seinem Interesse geschah. Denn im Grunde wäre Lori viel lieber in Lindenhof geblieben. Sie hatte

durchaus keine Sehnsucht nach Großstadtluft.

Für Heinz war aber ihre zur Schau getragene Freude doch ein Beweis, daß sie mancherlei in Lindenhof entbehre, und er beschloß, ihr von jetzt an häufiger Abwechslung zu bieten. Und so sagte er im Laufe des Gesprächs: »Vielleicht ist es dir auch angenehm, zuweilen eine Freundin zu dir einzuladen. Ich weiß, daß du mit einigen jungen Damen in Berlin Briefe wechselst.«

Lori sann nach. Sie stand allerdings in einem oberflächlichen Briefwechsel mit einigen Schulfreundinnen. Aber im Grunde hatte sie keiner von ihnen den Namen einer Freundin gegeben. Sie dachte von der Freundschaft viel zu hoch, als daß sie diese Bekanntschaften mit einer solchen bezeichnet hätte. Und im Grunde konnte sie sich diese jungen Damen nicht nach Lindenhof denken. Es waren meist ganz modern eingestellte, nicht sehr tiefgründige Mädchen, mit denen Lori wirklich nur oberflächlich verkehrt hatte, weil sie nach Ansicht dieser, zu unmodern war. Damit bezeichneten sie Loris Einstellung zum Leben, die mit der ihrigen nicht übereinstimmte. Lori war aber durchaus nicht rückständig, sie fand es nur nicht schön und nachahmenswert, wenn diese jungen Dinger große Töne vom »Ausleben« und »Rechte an ihren Körper« und ähnliche Betrachtungen losließen. Und wie sie von den jungen Männern sprachen, mit denen sie verkehrten, war ihr geradezu zuwider. So waren diese Bekanntschaften auch von ihr wenig gepflegt worden. Da die jungen Mädchen aber zuweilen an sie schrieben, vermochte sie nicht unhöflich zu sein und die Briefe unbeantwortet zu lassen, wenn es ihr auch nicht viel Freude machte. Sie malte sich aus, wie diese »Freundinnen« wohl hier in Lindenhof auftreten würden, wie sie mit Onkel Heinz umgehen und wie sie auf ihn wirken würden. Nein — sie wollte und konnte ihm diese Besuche nicht zumuten. Und so sagte sie ruhig und bestimmt:

»Ich habe überhaupt keine Freundin, Onkel Heinz, meine einzige und beste Freundin war meine Pflegemutter. Die jungen Mädchen, mit denen ich flüchtig Briefe wechsle, sind nur Bekannte, die mir nicht soviel gelten, daß ich sie in dein Haus laden möchte. Und es bedarf dessen auch gar nicht. Sie haben mir alle nichts zu geben als eine flüchtige Unterhaltung, die sehr selten nach meinem Geschmack ist. «

»So laß es lieber sein, Lori, aber du sollst wissen, daß du jederzeit Besuch einladen kannst, wenn es dich einmal danach verlangt.«

Sie lachte ein wenig. »Ach, Onkel Heinz, du solltest einmal diese jungen‚Damen‘ kennenlernen. Ich glaube, dir würden die Haare zu Berge stehen, wenn die so ihre Weisheiten und Lebensbetrachtungen zum Besten geben. Mama sagte immer, sie reden wie der Blinde von den Farben.«

»Und meinen doch, Weisheiten auszugraben. Ich kenne diese jungen Damen, und man kann sie nur humoristisch nehmen«, sagte Frau Sund, »alle Achtung vor der modernen Frau, die sich im Lebenskampf durchzusetzen versteht und Rechte für sich in Anspruch nimmt, da sie auch Pflichten zu erfüllen bereit ist. Aber diese Art junger Mädchen beansprucht nur Rechte, von Pflichten wollen sie nichts wissen. Sie pochen nur darauf, daß sie eine moderne Weltanschauung haben, aber wenn man ihnen auf den Zahn fühlt, merkt man, wie hohl diese Phrasen sind.«

»Dann kann dir also nicht viel an ihrer Gesellschaft liegen, Lori?«

»Rein gar nichts!«

»Damit dürfte diese Angelegenheit erledigt sein. Ich hatte nur das Gefühl, als müßtest du mehr jugendlichen Verkehr haben. Die paar Besuche in der Nachbarschaft sind ja auch nicht anregend für dich. Da finden wir zumeist nur ältere Herrschaften. Was an Jugend da ist, fliegt aus.«

»Ich bedarf aber wirklich keiner Anregung und keines Verkehrs. Habe ich doch dich und Frau Sund, das genügt mir vollständig. Und jetzt wollen wir nun gar auf einige Tage nach Berlin, was will ich mehr!«

Er gab sich zufrieden. Aber zum erstenmal stieg der Gedanke in ihm auf, daß er doch aus gewissen Gründen Lori für jugendlichen Umgang sorgen müsse. Sie war nun fast neunzehn Jahre — und — eines Tages würde sie doch heiraten wollen.

Als er mit seinen Gedanken zum erstenmal diese Frage berührte, fühlte er plötzlich einen brennenden Schmerz in seinem Herzen. Lori die Frau eines andern Mannes — Lori fort von Lindenhof? Da stand es vor ihm wie eine unbeschreiblich große

Gefahr — wie eine dunkle Wolke, die alles Licht aus seinem Leben verdrängen wollte, das Lori hineingezaubert hatte. Eine ihm unbegreifliche heiße Angst stieg in ihm auf, und während er mit brennenden Augen auf ihr goldig schimmerndes Köpfchen blickte, über das die Lampe metallische Lichter streute, sagte er in tiefster Ergriffenheit zu sich: »Großer Gott — ich liebe sie — ich liebe sie!«

Diese Erkenntnis erschütterte ihn, und als er sich kurz darauf von den Damen verabschiedete und sein Schlafzimmer aufsuchte, saß er noch lange am offenen Fenster, starrte in die Mondscheinnacht hinaus und konnte sich nur immer wiederholen: »‚Ich liebe sie!«

Zugleich aber wurde ihm klar, daß sie das niemals ahnen durfte. Er mußte seine Liebe bezwingen, daß sie tief in seinem Herzen verborgen blieb. Nicht ein Hauch davon durfte Loris Seelenfrieden trüben.

Und es wollte ihm scheinen, als sei diese Liebe über ihn gekommen, um ihm abermals eine Sühne aufzuerlegen.

Lange saß er so in quälende Gedanken versunken, und doch leuchtete die Erkenntnis seiner Liebe wie ein Stern in die Dunkelheit seines Lebens. Mußte er durch diese Liebe büßen, so sollte diese Buße ihm doch lieb sein. Vielleicht war sie eher eine Begnadigung als eine Buße. Sie würde sein Herz füllen mit einer Süßigkeit, die ihn über alles hinwegheben konnte.

Er schrak endlich auf, als es leise an seine Tür klopfte. Es war sein alter Karl, der sich bemerkbar machte, weil er glaubte, sein Herr sei, wie zuweilen, im Lehnstuhl eingeschlafen.

Heinz dachte jetzt erst daran, daß Karl auf ihn wartete, und es tat ihm leid, daß er den alten Mann um seinen Schlaf gebracht hatte.

»Gut, daß du klopftest, Karl, ich glaube, ich war eingeschlafen. Du solltest, wenn ich dich so lange warten lasse, ruhig zu Bett gehen.«

»Ich habe auch geschlummert, Herr Rommer, und alte Leute brauchen nicht so viel Schlaf.«

Während Karl nun seinem Herrn die nötigen Handreichungen tat, sagte dieser zu ihm: »Gleich nach der Getreideernte will ich mit Frau Sund und Fräulein Lori für einige Tage nach Berlin

reisen.«

»Das freut mich, Herr Rommer. Sie werden mal wieder etwas Abwechslung haben.«

»Mir ist es nur darum zu tun, daß Lori ein wenig Aufmunterung hat.«

Karl lächelte. »Ach, das gnädige Fräulein braucht keine Ablenkung, sie fühlte sich so glücklich in Lindenhof, daß sie gewiß nicht fortverlangen würde.«

»Vorläufig wohl, Karl. Es ist ihr hier alles noch neu und interessant. Aber ich darf nicht so lange warten, bis sie die Langeweile überkommt.«

»Das hat, glaube ich, keine Not. Die bliebe am liebsten bis ans Ende ihrer Tage hier.«

»Sie wird aber eines Tages heiraten wollen, Karl, das darf ich nicht vergessen.«

Er sah nicht den seltsamen Blick, mit dem Karl ihn von der Seite ansah. Dieser sagte bedächtig:

»Das hat wohl noch lange Zeit.«

»Aber meinst du nicht, daß ich ihr Gelegenheit geben muß, junge Männer kennenzulernen?«

»Warten Sie damit ruhig, bis sie selbst Verlangen danach hat, dann wird sie schon selbst dafür sorgen, daß sie Bekanntschaften macht.«

»Du meinst also nicht, daß ich dafür sorgen muß?«

»Ist absolut nicht nötig, der Rechte wird schon eines Tages kommen. Vorläufig denkt Fräulein Lori noch nicht im Traum an eine Heirat.«

Heinz atmete auf.

Er betrachtete den alten Diener immer wie eine Art zweites Gewissen und war nun froh, daß er nichts tun mußte, um Lori einer Ehe zuzuführen. So lange es irgend anging, wollte er sie sich erhalten. Eines Tages würde er sie doch hergeben müssen — hoffentlich lag dieser Tag noch in weiter Ferne. — Und von seinem schweren Tagwerk und dem Seelenkampf ermüdet, schlief er dann auch ein und erwachte erst, als es Zeit war, auf die Felder hinauszureiten.

* *
*

Als er von diesem mehrstündigen Ritte nach Hause kam, stand Lori seiner wartend unter dem Portal und kam leichtfüßig die breite Steintreppe herabgesprungen, um seinem Pferde Zucker zu geben. Vorsichtig nahm das Pferd mit seiner weichen Schnauze den Zucker aus ihren Händen und ließ sich dann vom Reitknecht fortführen.

»Es war wohl wieder ein anstrengender Ritt, Onkel Heinz?« fragte Lori.

»Es geht an, Lori. Schließlich ist es doch auch ein Genuß, an diesem kühlen Sommermorgen auf dem Pferderücken zu sitzen. Das müßtest du auch kennenlernen. Möchtest du nicht reiten?«

Sie sah mit dem zagen Blick, den er so sehr an ihr liebte, zu ihm auf. »Wunderschön denke ich es mir.«

»So will ich es dich lehren. Wir haben ja die Liese im Stall, das wäre ein Pferd für dich, nicht zu groß, und schön ruhig.«

Ihr Atem ging schnell. Sie dachte es sich wunderschön, Seite an Seite mit ihm dahinzureiten. »Das darf ich dir doch nicht zumuten, Onkel Heinz.«

»Gewiß darfst du es. Ich halte es für sehr notwendig, daß du eine gute Reiterin wirst. Wenn du eines Tages Herrin von Lindenhof sein wirst, wäre es für dich sehr vorteilhaft, wenn du reiten könntest. So schaffe dir nur gleich in Berlin ein passendes Reitkleid an. Alles andere ist hier vorhanden. Wir können dann gleich nach unserer Rückkehr mit dem Reitunterricht beginnen.«

Lori schob ihre Hand zutraulich unter seinen Arm. »Du verwöhnst mich sträflich, Onkel Heinz.«

»Das ist doch keine Verwöhnung, sondern eine dringende Notwendigkeit. Ich hätte viel eher daran denken sollen. Also es bleibt dabei.«

Und während sie nebeneinander ins Haus gingen, mußten sie sonderbarerweise beide dasselbe denken, nämlich, daß es wunderschön sein würde, wenn sie nun Seite an Seite zusammen auf die Felder reiten würden. Aber sie sprachen das beide nicht aus. Heinz nicht, weil er Lori nicht beunruhigen wollte, und Lori nicht, weil sie in ihrem unklaren Empfinden doch fühlte, daß sie es

nicht aussprechen dürfe. Ganz unbefangen war auch sie Heinz gegenüber nicht.

In der Halle kam ihnen Frau Sund entgegen und begrüßte Heinz mit heiteren Worten. Er duldete nicht, daß die Damen schon so zeitig aufstanden, daß sie beim ersten Frühstück mit ihm zusammentrafen. So konnte er sie immer erst begrüßen, wenn er von seinem ersten Morgenritt nach Hause kam. Sie plauderten eine Weile, dann zog sich Heinz mit Lori in sein Arbeitszimmer zurück, wo sie gemeinsam an ihre Arbeit gingen. Das war ihnen beiden immer die schönste Stunde, sie waren dann allein und ungestört und konnten sich über alles, was Heinz interessierte und auch Lori, unterhalten. Sogar die nüchternen Zahlenreihen, die sie herunterrechneten, erschienen ihnen interessant. Meist waren sie so bis zur Mittagstafel beschäftigt. Es folgte dann bei der Mahlzeit ein angeregtes Plauderstündchen, und nach Tisch ritt Heinz wieder auf die Felder, wenn er nicht bei längeren Ausflügen das Auto vorzog.

»Wenn ich erst reiten kann, werde ich ihn dann begleiten dürfen«, dachte Lori, als sie hinter ihm hersah.

Und sie suchte Frau Sund auf und teilte dieser begeistert mit, daß der Vormund ihr angeboten habe, sie reiten zu lehren. Die alte Dame wußte schon längst, daß der Hausherr alles tat, um Lori eine Freude zu machen, und sie erwiderte lächelnd: »Sie werden viel Freude daran haben, Lori. Ich habe früher auch dem Reitsport gehuldigt, allerdings immer nur in den Reitbahnen. Hier macht das ja noch viel mehr Vergnügen.«

»Ist es sehr schwer, reiten zu lernen?«

»Das kommt auf die Begabung an. Ich glaube bestimmt, daß es Ihnen sehr leicht fallen wird. Herr Rommer ist ein ausgezeichneter Reiter und wird Ihnen ein guter Lehrer sein.«

Die beiden Damen besprachen zunächst, was in Berlin alles besorgt werden müsse. Auch für den Haushalt waren allerlei Einkäufe zu machen. So verging die Zeit bis zur Heimkehr des Hausherrn schnell genug. Sie machten auch in dem großen Obstgarten, der an den Park grenzte, einen Besuch und freuten sich an dem Heranreifen der wirklich auserlesenen Früchte. Dabei sahen sie große Wagen mit goldgelbem Getreide vorüberfahren. Dazwischen auch einige Wagen voll großer, frischer Gurken, die

gleich nach der Station gefahren wurden, um nach den nahen Städten verfrachtet zu werden, wo die Hausfrauen schon mit ihren leeren Einmachtöpfen darauf warteten, dies schmackhafte Gemüse in Essig einzukochen. Lori sah das alles mit entzückten Augen. Es wurde ihr so recht klar, wieviel Mühe alle diese landwirtschaftlichen Erzeugnisse machten, bevor sie ihrer Bestimmung zugeführt wurden.

Als Heinz zur Teestunde zurückkehrte, die er jetzt nie versäumte, berichtete sie ihm begeistert von den Riesenfrüchten im Obstgarten und von den vorüberfahrenden Erntefrüchten. Heinz sah Lori lächelnd in das schöne, sonnige Gesicht, und er mußte denken, was für eine verständnisvolle, tüchtige Landwirtin sie eines Tages sein würde.

Und dann erfuhr er noch etwas von ihr.

»Denke dir, Onkel Heinz, zwischen meiner Betty und Peter Lenz wird es wohl bald zur Verlobung kommen.«

Erstaunt sah er sie an. »Das ist mir neu! Ich habe keine Ahnung davon.«

»Betty hat es mir gestanden. Sie und der Herr Inspektor seien einig, und wenn du nichts dagegen haben würdest, möchte sie gern Frau Inspektor sein.«

Er atmete tief auf und beneidete seinen Inspektor ein wenig, daß dieser so unbeschwert seinem Herzen folgen konnte. Betty war ein anständiges, gesundes Mädchen, und er konnte gar nichts gegen diese Verbindung haben. Das sagte er auch Lori. Deren Augen strahlten auf.

»Das freut mich, Onkel Heinz. Ich glaube, Betty hat mir das nur gesagt, daß ich ihren Fürsprecher bei dir machen soll. Sie schwärmt von dem hübschen kleinen Inspektorhäuschen und wie gemütlich sie es einrichten will. Sie hat sich einige tausend Mark gespart, und es wird diesem jungen Paar an nichts fehlen.«

»Weiß denn Peters Vater darum?«

»Ich glaube, den haben sie auch erst heute eingeweiht. In der Erntezeit will dir Peter Lenz nicht damit kommen, aber — ich glaube, gegen Weihnachten werden wir dann in Lindenhof eine Hochzeit feiern.«

Wieder beneidete Heinz seinen Inspektor. Aber er sagte nur:

»Wirst du Betty entbehren können?«

»Onkel Heinz, selbst wenn ich sie schlecht entbehren könnte, würde ich sie doch nicht an ihrem Glücke hindern. Aber ich bedarf ihrer sehr wenig, sie macht sich ja meist im Hause nützlich, das können aber die andern Leute noch mittun.«

Heinz nickte ihr zu.

»Peter wird ja mit mir darüber sprechen, wenn es so weit ist, und ich werde ihm dann sagen, daß ich seine Hochzeit ausrichten werde. Er ist mir ein treuer, zuverlässiger Beamter, und es freut mich, daß er ein ordentliches Mädchen zur Frau bekommt. Hübsch ist die Betty auch.«

»Unbedingt, Onkel Heinz.«

»Nun, da Peter ein stattlicher und auch hübscher Mann ist, werden sie auch im Äußeren gut zusammenpassen.«

Damit war die Angelegenheit vorläufig erledigt. Als Heinz diesen Abend vor dem Schlafengehen mit seinem alten Diener Karl allein war, sagte ihm dieser, daß sein Sohn ihm gesagt habe, er wolle die Betty heiraten.

Heinz nickte ihm zu. »Ich habe das heute schon von Fräulein Lori erfahren.«

»Und — werden Sie nichts dagegen haben, Herr Rommer?«

»Gewiß nicht, mir scheint, die beiden passen gut zueinander. Aber wie ist es mit dir? Es ist wichtiger, ob du einverstanden bist.«

Karl schmunzelte. »Die Betty ist ein schmuckes, sauberes und ordentliches Mädel, mein Junge wird schon eine gute Wahl getroffen haben.«

»Das denke ich auch, Karl, also dann wollen wir beide helfen, daß alles glatt geht.«

»Ich danke Ihnen, Herr Rommer.«

Und Karl suchte gleich noch seinen Sohn auf, der eben zur Ruhe gehen wollte und halb bekleidet, rank und schlank, vor seinem Vater stand.

Erfreut hörte er dessen Bericht. Karl Lenz seufzte aber ein wenig, und Peter sah ihn unsicher an.

»Nun, Vater — es freut dich doch hoffentlich auch?«

»Sicher, mein lieber Peter, mein Seufzer galt nur meinem Herrn.

Ich bedaure wieder einmal sehr, daß er nicht heiratet und wohl auch nie heiraten wird.«

Peter sah ihn forschend an. »Warum tut er das nur nicht, Vater, er ist doch wahrlich der Mann, eine Frau glücklich zu machen. Ich habe jetzt oft gedacht, er wird vielleicht Fräulein Roda heiraten. Die beiden sollten doch sehr gut zusammenpassen, und sie scheinen sich auch gut zu sein.«

Wieder seufzte der alte Diener. »Daran würde es wohl auch nicht fehlen. Aber — da wird wohl nie etwas daraus werden. Herr Rommer ist fest entschlossen, niemals zu heiraten.«

Forschend sah der Sohn zum Vater hinüber.

»Hängt das mit dem Geheimnis zusammen, Vater, von dessen Bestehen du mit mir gesprochen hast?«

»Leider, mein Sohn, damit hängt es sehr zusammen.«

Peter wickelte sich in seine Schlafdecke, weil ihm die bloßen Füße kalt wurden.

»Ich tappe ja da völlig im Dunkeln, Vater, und ahne nicht einmal, um was es sich handelt, aber daß er deshalb nicht heiraten will — das verstehe ich nicht.«

»Mach dir damit den Kopf nicht schwer, mein Junge, es wird leider nicht zu ändern sein. Verhüte Gott, daß ihm sein Päckchen nicht noch schwerer gemacht wird, als es schon ist. Und nun leg dich schlafen, du mußt früh wieder auf dem Posten sein. Gute Nacht, Peter!«

»Gute Nacht, Vater!«

Peter ließ den alten Mann hinaus und legte sich dann zur Ruhe. Er wollte noch darüber nachdenken, was seinen Herrn wohl von einer Heirat abhalten könnte, aber er schlief bald darüber ein und träumte von seiner Betty. Der alte Diener aber lag noch eine lange Weile wach und zerbrach sich wieder einmal den Kopf, wie seinem Herrn wohl zu helfen war. Ehrlich bekümmert schlief aber auch er dann ein.

* *
*

Die Getreideernte war gut hereingebracht worden, alles war gut gegangen und die Scheunen konnten kaum den reichen Segen

bergen. Aber kaum war der letzte Erntewagen herein, als ein schweres Gewitter niederging und tagelangen Regen mit sich brachte. So konnte also der Herr von Lindenhof unbesorgt mit den beiden Damen die Reise nach Berlin antreten.

In Berlin angekommen, nahmen sie Wohnung in einem Hotel, und noch an diesem Abend besuchten sie die Oper. Es war eine Festvorstellung, und die Minister waren in der Loge anwesend. Lori war begeistert von dem gesellschaftlichen Bild.

Aber auch die Oper kam zu ihrem Rechte. Lori schwelgte in Musik, und auch Heinz gab sich diesem seltenen Genuß mit großer Freude hin. Er stellte dabei fest, daß er unbedingt genußfreudiger geworden war, seit Lori bei ihm weilte. Sie hatte die allzudüsteren Wolken verscheucht, die an seinem Lebenshimmel standen, und daß sie mit ihm genießen konnte, erhöhte seinen eigenen Genuß.

Nach der Vorstellung fuhren die drei noch in ein bekanntes Weinlokal, wo sie in einer Nische einen guten Platz fanden und dort zu Abend speisten. Das war zu einer Zeit, wo in Lindenhof schon alles zur Ruhe gegangen war. Hier in Berlin mußten die Abende verlängert werden, wenn man auf seine Kosten kommen wollte. Dafür konnte man länger in den Tag hinein schlafen.

Die wenigen Tage waren mit allerlei kleinen Erlebnissen bis zum Rande gefüllt. Die beiden Damen machten Einkäufe, Heinz ging einigen Geschäften nach, und abends besuchte man Kinos, Theater oder Konzerte. Eines Nachmittags gerieten sie auch im Hotel in einen sogenannten Tanztee, und Heinz hielt es für seine Pflicht, mit den Damen an demselben teilzunehmen.

Nach einer Weile kamen an den Nachbartisch einige Herrschaften, die Heinz kannte. Es war einer seiner Gutsnachbarn mit seiner Gattin und seinem Sohn, der hier in Berlin angestellt war.

Auch Lori kannte die beiden Herrschaften von einem Besuch auf dem Nachbargut, nur den jungen Mann kannte sie noch nicht. Man begrüßte sich. Lori und der junge Herr Schweigern wurden einander vorgestellt, und man nahm nun gemeinsam an demselben Tisch Platz. Lori und der junge Herr plauderten gleich sehr vergnügt miteinander, und schließlich tanzten sie auch zusammen. Wenn Heinz noch nicht gewußt hätte, daß er Lori liebte, jetzt unter der schmerzhaften Eifersucht, die er empfand,

wäre es ihm klar geworden. Er wurde sehr blaß, als er Lori im Arm des jungen Herrn sah, und nur mit Mühe konnte er seine Fassung wahren und auf die Unterhaltung eingehen. Heinz war wie von einem quälenden Bann befreit, als Lori endlich wieder neben ihm saß.

Aber sie plauderte viel zu viel mit Herrn Schweigern, der ihr von den letzten wichtigen Ereignissen in Berlin erzählte. Dann wurde aber die Unterhaltung allgemein, und Lori hatte nun Zeit, zu Onkel Heinz hinüberzusehen. Da bemerkte sie, daß er sehr bleich war und so düster blickte, wie schon lange nicht mehr. Sofort war ihr flüchtiges Interesse für Herrn Schweigern verflogen, und ihre kleine Hand stahl sich leise in die von Onkel Heinz.

»Du siehst so blaß aus, Onkel Heinz — ist dir etwas?«

»Nein, nein — nur — der Lärm hier — man ist das nicht gewöhnt.«

»Dann wollen wir doch hinaufgehen, da wird es ruhiger sein.«

»Ich möchte dich nicht in der Unterhaltung stören, Lori.«

»Aber Onkel Heinz, meinst du, daß ich Gefallen daran finden kann, wenn ich weiß, daß dir nicht gut ist. Komm, laß uns gehen.«

Er wollte widersprechen, schämte sich seiner Eifersucht und forderte die Herrschaften auf, gemeinsam mit ihnen zu Abend zu speisen. Der junge Herr Schweigern hatte ein betrübtes Gesicht gemacht, als Lori erklärte, sie müsse nach oben gehen. Als ihr Vormund diese Einladung aussprach, erhellten sich seine Mienen. Lori hatte gleich einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er erklärte, daß er auch mit von der Partie sein würde. Er sagte Lori auch, daß er demnächst in den Ferien nach Hause kommen und sie dann hoffentlich recht oft wiedersehen würde. Lori nahm das unbefangen freundlich auf und man trennte sich. Heinz hatte sehr wohl gehört, was Fred Schweigern zu Lori sagte, und wieder brannte die schnell erwachte Eifersucht in seinem Herzen. Er fragte sich, wie er es ertragen sollte, wenn sich eines Tages so ein junger Mann um Lori bewerben sollte. Im Geiste sah er schon Fred Schweigern vor sich stehen, wie er bei ihm um Loris Hand anhielt. Was sollte er dann tun?

Er fand keine Antwort auf diese Frage. Lori bemühte sich liebevoll um ihn, brachte ihm eine Aspirintablette und verlangte,

daß er sich behaglich in einem Lehnstuhl ausstrecken sollte. Sie befanden sich in dem kleinen Salon, der zwischen ihren Zimmern lag, und Frau Sund gab ihm Kölnisches Wasser, um ihm zu helfen. Er drückte Loris Hand. »Ich bin mir selber gram, Lori, daß ich dir das Vergnügen stören mußte. Du hättest sicher gern noch weiter getanzt.«

Unbefangen schüttelte sie den Kopf. »Offen gestanden, Onkel Heinz, diese Tanztees sind mir zuwider, und ich kann wenig Gefallen daran finden.«

»Aber ich habe dich auch einer angeregten Unterhaltung entzogen. Herr Schweigern ist ein sehr netter junger Mann.«

Als er dies sagte, sah er mit atemlosem Forschen in ihr Gesicht.

Sie sah ihn unbefangen an.

»Findest du, daß er nett ist? Ich kenne ihn zu wenig und bilde mir so schnell kein Urteil über einen Menschen. Aber ich werde ihn ja besser kennenlerrnen, da er in den Ferien nach Hause kommen und uns besuchen will. Dann werde ich dir mein Urteil sagen«, meinte sie ziemlich gleichgültig.

Und das gab ihm vorläufig seine Ruhe wieder. Es fand sich, daß die Aspirintablette Wunder gewirkt hatte, das Kopfweh war verflogen, und Heinz konnte ungestört an der angeregten Unterhaltung über Berlin teilnehmen.

Als man am Abend mit den Herrschaften im Speisesaal zusammentraf, fiel freilich die Eifersucht wieder über Heinz her wie ein wildes Tier.

Fred Schweigern hatte für Lori einige ausgesucht schöne Rosen mitgebracht und überreichte sie ihr mit einem artigen Kompliment. Sie nahm sie unbefangen dankend entgegen, steckte ihr Näschen hinein und atmete den herrlichen Duft ein. Aber sie sagte dann leise zu Heinz: »Die Rosen sind wunderschön, aber so schön wie die Lindenhofer sind sie doch nicht.«

Da sich aber Fred Schweigern fast unausgesetzt mit seiner Unterhaltung an Lori wandte, konnte Heinz die immer wieder aufsteigende Eifersucht nicht unterdrücken, so sehr er sich deshalb selber auszankte. Er war froh, als der Abend vorüber war und man sich zurückziehen konnte. Schweigerns wollten für die nächsten Tage noch mit ihm und den Damen Verabredungen

treffen, aber er sagte schnell: »Wir reisen morgen nachmittag wieder ab und haben noch allerlei Besorgungen zu machen.«

»Schade«, sagte darauf Fred Schweigern und warf Lori einen Blick zu, für den ihn Heinz am liebsten am Kragen geschüttelt hätte. Lori blieb aber unbefangen und vertröstete den jungen Herrn auf das Wiedersehen in Lindenhof, was dessen gute Laune wieder herstellte.

Am andern Morgen brachte der Zimmerkellner Lori einen wundervollen Rosenstrauß in ihr Zimmer mit einer Karte von Fred Schweigern, auf die er einige sehr herzliche Abschiedsworte geschrieben hatte.

Lori sah etwas betreten auf diese Spende herab, und sie nahm sie mit hinüber in den Salon und sagte, als sie die Rosen in einer Vase auf den Frühstückstisch stellte: »Findest du nicht, Onkel Heinz, daß der junge Herr Schweigern ein wenig zu leicht und zu viel Rosen verschenkt?« Es lag unbedingt eine etwas abfällige Kritik in ihren Worten, und Heinz konnte den beim Anblick der Blumen in ihm aufgestiegenen Ärger schnell bezwingen.

»Er hat es sicher gut gemeint, Lori«, vermochte er begütigend zu sagen.

»Ja — aber nach meinem Geschmack etwas zu gut.«

Das klang wieder abfällig aus Loris Mund, und Heinz war zufrieden.

»So gefällt er dir also doch nicht so recht?« fragte er scheinbar nebensächlich.

»Ach, es schwatzt sich ganz gut mit ihm, wenn er nur die faustdicken Komplimente lassen wollte.«

»Magst du sie nicht gern?«

»Nein! Wenn mir jemand Schmeicheleien sagt, denke ich immer: für wie dumm muß mich der halten, der mir solche Dinge sagt. Glauben kann man das doch nicht.«

Heinz wußte, daß sie nicht zu den jungen Damen gehörte, die nach Komplimenten jagen, wußte, daß sie sehr bescheiden von sich dachte. Und das fand er gerade so liebenswert an ihr. Er wollte sie nicht eitel machen, um sie nicht ihres schönsten Reizes zu berauben, so sagte er nur: »Diese Komplimente können aber doch auch ehrlich gemeint sein.«

Sie lachte. »Ach, Onkel Heinz, daran zu glauben ist schwer.«

Sie füllte ihm die Tasse und legte ihm vor, wie sie es in Lindenhof gewöhnt war. Dann langte sie selber zu und sagte vergnügt: »Gottlob, morgen frühstücken wir wieder in Lindenhof.«

Seine Augen strahlten in die ihren.

»Ich freue mich, daß Lindenhof den Vergleich mit Berlin bei dir aushält.«

»Nicht nur bei mir, Frau Sund sehnt sich auch schon nach Lindenhof zurück.«

»Das macht mir Herz und Gewissen leicht«, scherzte er, »ich fürchtete schon, daß die Damen am liebsten hierbleiben möchten.«

»Aber, Onkel Heinz — nicht einmal, wenn in Lindenhof gar kein Betrieb wäre. Aber jetzt steht doch die Obsternte bevor. Da sind wir wirklich ganz unabkömmlich, das kannst du mir glauben.«

Ach, wie wohl taten ihm diese Worte.

Nach dem Frühstück wurden die letzten Besorgungen gemacht, man speiste noch einmal im Hotel und dann ging es zum Bahnhof. Heinz hatte diesen Vormittag in einem Konfitürengeschäft noch eine Riesenbestellung von Leckereien gemacht, womit er die Damen zu Hause überraschen wollte, denn daß beide nicht abgeneigt waren, ab und zu eine der köstlichen Süßigkeiten zu naschen, wußte er, und was er tun konnte, Lori eine Freude oder einen Genuß zu schaffen, das tat er nur zu gern.

In bester Stimmung legten sie die Reise zurück und kamen spät abends in Lindenhof an. Bald lag die Berliner Reise wie eine vergnügte, aber belanglose Zeit hinter ihnen. Die Obsternte entfaltete alle ihre Reize, und es lag in diesen Tagen ein sonniges Strahlen über Loris Wesen. Über jede auserlesene Frucht konnte sie in Entzücken geraten, aber es gab auch in Lindenhof eine Auslese der herrlichsten Früchte.

Fred Schweigern war während seiner Ferien fast täglicher Gast in Lindenhof, und wenn Heinz sich auch sagte, daß er Lori durchaus nicht gefährlich war, so war doch immer eine heiße Angst in seinem Herzen, daß sich das ändern konnte oder daß ein anderer Mann kommen könne, der Lori besser gefiel, und der sie ihm wegholen konnte. Immer wieder rief er sich selbst zur

Ordnung und sagte sich, er dürfe nichts unterlassen, was Lori zu einer Heirat bringen konnte. Er durfte nicht an sich denken, es galt nur ihr Glück. Und es würde ein Segen sein, wenn sie ihr junges Herz einem andern Manne schenkte, denn die heißen Wünsche seines Herzens, die sie mehr und mehr umkreisten, durften nicht in Erfüllung gehen. Wären nicht die drohenden Schatten zwischen ihnen gewesen, so hätte er sie mit aller Inbrunst seines Herzens umwerben können, hätte versuchen können, jeden andern auszustechen. Aber er mußte — mußte klaglos zusehen, wenn sich ihr Herz einem andern zuwandte. Er konnte nur darum beten, daß ihm das noch lange erspart bleiben würde.

Lori ahnte nichts von den Kämpfen, die ihr Vormund mit sich selbst ausfechten mußte. Er verbarg sie ihr sorgfältig, denn das stand fest bei ihm, Lori durfte nie mehr erfahren, wie es um ihn stand. Ihr junges Leben sollte unbeschwert bleiben. Eine Vereinigung zwischen ihr und dem Manne, der am Tode ihrer Eltern schuld war, konnte und durfte es nicht geben. Auch wenn sie das nie erfuhr, durfte es nicht sein. Also mußte er dafür sorgen, daß sie in ihm nichts weiter sah als den Vormund, der über ihr Wohl und Wehe zu wachen hatte.

So konnte und wollte er auch nichts tun gegen Fred Schweigerns Bemühungen um Loris Gunst. Er mußte die Dinge gehen lassen. Aber eine große Freude war in ihm, wenn er merkte, wie unbekümmert Lori mit dem jungen Mann verkehrte. Sie zog ihn gelegentlich ein wenig auf, wenn er ihr gar zu feurige Komplimente machte, die keinen Eindruck auf sie machten. Heinz ahnte sehr wohl, daß Fred Schweigern nicht nur Loris weibliche Reize verlockten, sondern er sagte sich, daß dieser sehr wohl auch daran dachte, daß Lori seine Erbin sein würde. Er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß Lori nicht nur sein Mündel war, sondern auch eines Tages seine Erbin sein würde. Und Fred Schweigerns Vater hatte seinem Sohn sicher davon Mitteilung gemacht. Lori konnte natürlich nicht auf den Gedanken kommen, daß Fred Schweigern in ihr auch die Erbin von Lindenhof sah, aber wenn sie das auch nicht wußte, so merkte sie doch, daß der junge Mann nicht ganz uneigennützig war, denn er berichtete ihr eines Tages, als sie im Park spazieren gingen, daß die Vermögensverhältnisse seines

Vaters nicht sehr befriedigend waren.

Lori interessierte das wenig, sie hörte sich das ruhig an und dachte sich ihr Teil. Aber sie meinte, Fred Schweigern wolle nur einen Flirt mit ihr anbahnen und ihr dadurch zu verstehen geben, daß er eine arme Frau nicht heiraten könne. So kam der junge Mann nicht weiter mit der Erfüllung seiner Wünsche, und als seine Komplimente immer feuriger wurden, sagte sie eines Tages zu ihm:

»Sie zwingen mich, Herr Schweigern, den Verkehr mit Ihnen zu meiden, denn ich habe durchaus nicht die Absicht, mit Ihnen zu flirten oder sonstwie auf Ihre Absichten einzugehen. Wenn Sie also nicht harmlos mit mir verkehren wollen, werde ich mich in Zukunft bei Ihren Besuchen in Lindenhof zurückziehen.«

Fred Schweigern war wie aus den Wolken gefallen, er konnte nur schwer begreifen, daß eine Frau sich ablehnend gegen ihn verhielt, wenn er ihr die Ehre antat, sich um sie zu bewerben. Allerdings gab er seine Hoffnung durchaus nicht auf. Die modernen jungen Damen zeigten sich alle zuerst etwas stachelig und ablehnend, und nachher sagten sie doch auf einen ernsten Antrag ja. Immerhin wurde er nun etwas zurückhaltender und hoffte, dadurch Loris Widerstand zu brechen. Seine Besuche wurden seltener, und dann waren seine Ferien zu Ende und er machte einen Abschiedsbesuch, bei dem er Lori ein etwas gekränktes Gesicht zeigte, um sie zu bestrafen.

Sie nahm aber betrüblich wenig Notiz von ihm und atmete erleichtert auf, als er schließlich davongefahren war.

Heinz hatte die beiden jungen Menschen forschend beobachtet und merkte sehr wohl, daß Fred Schweigern etwas gekränkt war. Als er fortgefahren war, fragte er leichthin: »Herr Schweigern kam mir in der letzten Zeit etwas verstimmt vor, und seine Besuche wurden sehr selten.«

Da lachte Lori ein wenig verlegen. »Vielleicht war ich daran schuld, Onkel Heinz, der junge Mann glaubte mich mit seiner Huld beehren zu können, und ich sagte ihm rund heraus, daß ich keinen Wert darauf legte, zumal er deutlich durchblicken ließ, daß er nur eine reiche Frau heiraten könne. Die mag er sich suchen, wo er will — mich interessiert das nicht.«

Heinz konnte nicht verhindern, daß Schadenfreude sein Herz erfüllte. Aber er bezwang sich und sagte großmütig: »Da du eines Tages meine Erbin sein wirst, wäre er ja bei dir an der rechten Stelle gewesen.«

Lori sah Heinz groß und vorwurfsvoll mit ihren hübschen Augen an.

»Davon sollst du doch nicht sprechen, Onkel Heinz. Meinst du, dein Erbe, und sei es noch so groß, könnte mich über deinen Tod trösten? Aber — da fällt mir eben ein — vielleicht hat Herr Schweigern eine Ahnung davon, daß du in mir deine Erbin siehst?«

»Das nehme ich an, da ich mit seinem Vater darüber gesprochen habe.«

Ihre Stirn zog sich zusammen. »Ah, dann verstehe ich, weshalb er mir so eifrig den Hof machte. Nun bin ich doppelt froh, daß ich die Lage geklärt habe und er gemerkt hat, daß ich nicht gesonnen bin, seinen Bewerbungen Gehör zu schenken.«

»Er hat dich aber sicher sehr gern«, rang sich Heinz noch ab, zu sagen.

Ernst und forschend sah Lori ihn an. »Onkel Heinz — du willst mich doch hoffentlich nicht loswerden?«

Das Blut stieg in seine Stirn. »Das darfst du niemals annehmen, Lori. Je länger ich dich behalten darf, um so froher macht es mich. Aber — ich will auch niemals deinem Glück im Wege stehen.«

Sinnend sah sie vor sich hin. »Ich kann mir auch nicht denken, daß ich jemals an einem andern Orte als in Lindenhof glücklich sein könnte.«

»Das wird sich wohl noch ändern«, sagte er heiser vor unterdrückter Erregung.

Sie konnten jetzt nicht weitersprechen, Frau Sund trat zu ihnen, und Heinz und Lori verabschiedeten sich von ihr. Sie wollten ausreiten. Lori hatte im Reitunterricht schnelle Fortschritte gemacht, und heute sollte sie Heinz auf dem ersten längeren Ritt begleiten.

Sie trug bereits ihren Reitdreß, und wenige Minuten später saß sie, von Heinz emporgehoben, im Sattel. Er hatte noch einmal genau geprüft, ob mit Sattel und Zügeln alles in Ordnung war. Es

war ein schlanker Goldfuchs von gutem Bau und frommer Gemütsart. Lori saß schon ganz korrekt zu Pferde und hielt die Zügel genau, wie es sein mußte. Sie ahnte nicht, was Heinz empfand, wenn er sie in den Sattel hob oder vom Pferde herabholte. Sorglich legte er ihr die Zügel in die Hand. Lori trug Beinkleider, da es Heinz für besser und sicherer hielt, sie im Herrensattel reiten zu lassen. Sie spielte leise mit der Reitpeitsche in der Mähne ihres Pferdes und wartete, bis auch Heinz aufgestiegen war. Dann ritten sie Seite an Seite dahin, zunächst im Schritt, dann im Trab. Aber als sie draußen auf den Feldern waren, schlug Heinz einen leichten Galopp an und ließ Lori dabei nicht aus den Augen. Ihre Wangen glühten vor Eifer, sie fand es herrlich, auf dem Pferderücken so ungebunden dahinzufliegen, und weil sie sich schon ganz sicher fühlte, wollte sie übermütig werden und sich seiner maßvollen Führung entziehen. Aber ruhig und bestimmt faßte er ihrem Pferd in die Zügel.

»Du mußt dich schon noch meinem Tempo anpassen, Lori«, sagte er fast streng.

»Oh, ich möchte einmal ganz schnell dahinfliegen.«

»Das hat noch Zeit. Wenn dein Gaul auch fromm ist, jedes Pferd hat einmal seine Mucken, und die mußt du erst kennen und parieren lernen. Also heute wollen wir noch nicht zu keck werden.«

»Ich sitze aber sicher ganz fest.«

»Trotzdem — du darfst nicht vergessen, welche Vorwürfe ich mir machen würde, wenn du zu Schaden kämest.«

Beschwichtigt nickte sie ihm zu. »Ich bin schon wieder ganz vernünftig, Onkel Heinz, du hast ja recht.«

»Lieb, daß du das einsiehst. Hast du noch nicht genug? Wollen wir umkehren?«

»Ich denke, wir wollten bis zur Grenze von Lindenhof reiten?«

»Nur, wenn du nicht ermüdet bist.«

Sie streckte übermütig die Arme aus. Dadurch schreckte sie ihr Pferd aus seiner frommen Gangart. Es sprang erschrocken hoch und wurde etwas nervös. Heinz griff schnell in die Zügel und brachte es zur Ruhe. Sie sah ihn ein wenig blaß und schuldbewußt an. »Ich habe wohl eine Dummheit gemacht?«

Er mußte lachen. »Du machtest nur hastige Bewegungen, die das Tier nicht verstand, das erschreckte es.«

Schelmisch sah sie zu ihm hinüber. »Mir scheint doch, daß ich noch keine firme Reiterin bin.«

»Bisher hast du dich sehr tapfer gehalten, heute warst du nur ein wenig unruhig in deinem Übermut, und darauf reagiert auch das frömmste Pferd.«

»Also werde ich jetzt ganz vernünftig sein. Aber ich möchte weiterreiten, wenn es dir recht ist.«

Was wäre ihm nicht recht gewesen, was Lori gewünscht hätte. Sie dehnten also ihren Ritt so weit aus, daß Heinz noch die Arbeiter auf den Kartoffelfeldern aufsuchen konnte. Lori war sehr stolz, daß sie nicht müde wurde. Und auch der Heimritt strengte sie kaum noch an. Befriedigt kamen sie beide zu Hause an und hatten gerade noch Zeit, sich umzuziehen, ehe sie zu Tisch gingen.

Begeistert berichtete Lori Frau Sund, wie weit sie ihren Ritt ausgedehnt hatten, und diese sagte lächelnd: »Entweder man lernt bald reiten, oder man lernt es nie. Sie haben das Zeug zu einer guten Reiterin, Lori.«

»Aber das darf sie nicht leichtsinnig machen, sie wollte schon kühner sein, als sie es vorläufig darf«, warf Heinz ein.

»Dann muß sie an die Kandare genommen werden, denn junge Füllen schlagen gern aus«, scherzte die alte Dame.

Lori mußte lachen. »Onkel Heinz ist als Reitlehrer furchtbar streng, so gut er auch sonst ist.«

»Das muß auch sein, Lori, du darfst doch nicht zu Schaden kommen.«

Sie streichelte begütigend seine Hand. »Ich weiß doch, daß du es gut mit mir meinst.«

Das leise Streicheln der kleinen warmen Hand verursachte ihm ein unbeschreibliches Gefühl. Schnell beugte er sich herab und küßte die streichelnde Hand. Das war noch nie geschehen. Lori erschrak ein wenig und zog die Hand schnell zurück. Irgendein unerklärliches Empfinden verwirrte sie. Und es stieg schon wieder ein Vorwurf in ihm auf, daß er sie durch diesen Handkuß beunruhigt hatte.

Er zwang sich zum Lachen. »Eine streichelnde Hand muß man dankbar küssen, so hat mich meine Mutter gelehrt, als ich noch Knabe war«, sagte er scherzend.

Sie fühlte noch das Brennen seines Kusses auf ihrer Hand, aber sie faßte sich schnell wieder.

— — — — — — — — — —

So vergingen die Tage. Die Obsternte war nun auch zu Ende und hatte nicht nur Lori, sondern auch Frau Sund viel Freude gemacht. Ungeahnte Schätze wurden in der Küche verarbeitet und für den Winter in die Vorratskammern verstaut. Aber das war nur ein kleiner Teil des Segens. Viele Zentner der köstlichen Früchte wurden versandt und nahmen ihren Weg auf die Märkte der Großstädte. Heinz konnte mit seiner gesamten Ernte zufrieden sein, auch die Kartoffeln waren gut ausgefallen. Das war eine Entschädigung für manches Jahr der Mißernte.

Lori half Heinz eifrig und unermüdlich bei seinen Eintragungen in die Wirtschaftsbücher. Er ließ sie auch immer anwesend sein, wenn die Händler kamen und Abschlüsse mit ihm machen wollten. Da gab es oft ein erbittertes Feilschen, und Lori freute sich, wenn Heinz dann gesiegt hatte. Er war sich sehr wohl bewußt, daß er nur gute Ware zu verkaufen hatte und wollte nichts verschleudern.

Lori begriff erst jetzt, was für Mühe und Arbeit dazu gehörte, eine gute Frucht, eine gute Ernte zu erzielen. In Berlin hatte sie oft genug gehört, die Früchte seien zu teuer. Jetzt staunte sie, daß sie so billig abgegeben werden konnten. Gab es ein gutes Erntejahr, dann lohnte sich wohl die viele Arbeit, aber es gab auch magere Jahre, und dann kam Heinz sicher nicht auf seine Kosten.

Heinz freute sich über Loris Verständnis und erzog sie fast unmerklich zu einer guten Landwirtin.

Und Heinz wollte in diesem Jahre nun auch etwas Besonderes tun, um seinen Dank für die gute Ernte abzutragen. Überall auf den Gütern waren Umfragen gekommen, ob die Besitzer nicht billiges Siedlungsland abzugeben hätten. Heinz besaß nun ein Stück Land, das etwas außerhalb seines Besitzes lag. Er hatte es einmal aufgekauft, weil der vorige Besitzer damit eine Schuld tilgen wollte. Die Bewirtschaftung dieses abgelegenen

Landstriches machte ihm immer einige Schwierigkeiten, eben, weil es zu entfernt lag. So besprach er sich mit Lori, und erklärte ihr, daß dies an sich fruchtbare Land wohl geeignet sei, einigen Siedlern eine Heimat zu geben, die ihnen auch einen Erfolg ihrer Arbeit sicherte. Und so erklärte er sich, da auch Lori von diesem Gedanken begeistert war, das Stück Land an sechs bis acht Siedler abzutreten. Er wollte ihnen den Grund und Boden zinslos in freie Pacht geben, so daß sie also keine Abgaben hatten und alle Erträge für sich verwenden konnten. Sie sollten vorläufig für zehn Jahre diesen günstigen Vertrag haben, und dann wollte man weiter sehen.

Lori war begeistert von diesem Gedanken und wäre am liebsten Onkel Heinz um den Hals gefallen, aber das wagte sie nicht. Irgend etwas hinderte sie immer, so etwas zu tun. So begnügte sie sich, ihm herzlich die Hand zu schütteln.

»Ich freue mich, Onkel Heinz, daß du so großmütig bist. Du bist so unbeschreiblich gut.«

Er lächelte sie an. »Ach, Güte ist letzten Endes Egoismus, Lori, man will sich selbst damit genugtun.«

Sie schüttelte leise den Kopf. »Solchen Egoismus lasse ich mir wohl gefallen.«

* *
*

Der Winter war ins Land gezogen, und in Lindenhof war es still und heimelig. Heinz brauchte nur selten auf die Felder hinauszugehen, aber er ließ oft den schönen bequemen Schlitten anspannen, um Lori über die weißen Schneeflächen zu fahren.

Stundenlang saß er jetzt mit ihr in seinem Arbeitszimmer, um die Bücher in Ordnung zu bringen, Abschlüsse zu machen, und auch schon Bestellungen für die Frühjahrssaat zu geben. Man schlief des morgens etwas länger, da es spät Tag wurde, und saß länger bei den Mahlzeiten zusammen. Lindenhof im Schnee entzückte Lori von neuem, und sie konnte wie ein glückliches Kind im Schneewetter herumtollen, um dann mit roten Wangen und strahlenden Augen wieder ins Haus zu kommen. Heinz fühlte, wie seine Liebe zu Lori täglich tiefer und größer wurde, aber er ließ

sich, so schwer es ihn auch ankam, nie etwas davon anmerken.

Eines Tages, als die Hochzeit Peters und Bettys nahe herbeigekommen war, kramte Lori in den Sachen, die sie seit Jahren aufbewahrt hatte und die noch aus dem Nachlaß ihrer Eltern stammten. Vieles stand nebst einem großen Koffer auf dem Speicher. Lori war hinaufgestiegen, um dort nachzusehen, ob sich für das junge Paar noch irgend etwas finden ließ, das sie im Inspektorhaus gebrauchen konnten.

Dabei war sie nun auch auf den Koffer gestoßen und hatte Lust bekommen, darin zu kramen. Allerlei kam da zum Vorschein, was ihre Pflegemutter für sie als Andenken von ihren Eltern verwahrt hatte. Zuletzt fand sie auf dem Boden des Koffers eine Aktenmappe mit allerlei Papieren: Sie öffnete sie und blickte hinein. Sie enthielt eine Anzahl Briefe, einige Notizbücher und auch Zeitungsausschnitte. Sie sah es jetzt nur flüchtig durch, beschloß aber, die Tasche mit in ihr Zimmer hinunterzunehmen und gelegentlich alles durchzusehen.

Als sie dann den Koffer wieder geschlossen hatte, kam Frau Sund auf den Speicher herauf, um Lori bei der Durchsicht der Sachen zu helfen, die Betty und Peter Lenz zur Verfügung gestellt werden sollten. Sie schoben das alles zusammen auf einen Fleck, Lori wollte erst alles Heinz zeigen, ob er damit einverstanden war, daß es dem jungen Paar ausgeliefert wurde. Es war noch mancherlei Brauchbares darunter: Möbel, Vorhangstoffe und Teppiche. Als die beiden Damen dann Heinz alles zeigten, gab er ohne jeden Einwand seine Zustimmung. Er freute sich, daß mit diesen Sachen noch jemand glücklich gemacht werden konnte. Betty bekam also das alles ausgeliefert und war hochbeglückt. Sie hatte nun alles, was sie zur Ausstattung des Inspektorhäuschens brauchte, und war nicht gezwungen, ihren Spargroschen auszugeben.

Da Lori ihn darum gebeten hatte, überließ es Heinz willig seinem Mündel, das Hochzeitsfest für das junge Paar vorzubereiten. Es machte Lori viel Freude. Ebenso hatte Lori jetzt alle Hände voll zu tun, um mit der alten Dame zusammen das Weihnachtsfest für die Leute zu richten. Sie fuhr dann selbst mit Heinz im Schlitten hinaus in den Wald, um eine schöne Tanne auszusuchen, die kurz vor dem Fest geschlagen werden sollte, um

als Weihnachtsbaum geschmückt zu werden.

Alles das machte Lori wieder sehr viel Freude. Sie begriff nicht, daß Heinz sie fragte, ob es ihr auch jetzt im Winter noch nicht langweilig im Lindenhof würde.

»Mein Leben ist noch nie so angefüllt gewesen mit interessanten Dingen wie jetzt, Onkel Heinz, und da fragst du mich, ob mir Lindenhof langweilig ist?« erwiderte sie auf seine Frage.

Wie gern hörte er das!

Die Hochzeitsfeier für das junge Paar fand einige Tage vor Weihnachten statt, und es war wirklich ein reizendes Fest, bei dem nichts fehlte, was Freude machen konnte. Das Inspektorhaus war von Betty, Lori und Frau Sund zu einem Schmuckkästchen umgewandelt worden, und die drei Frauen hatten ihre Freude daran.

Lori und die alte Dame rüsteten gleich nach der Hochzeit eifrig die Weihnachtsbescherung. Es waren viele Pakete und Kisten von Berlin gekommen, die ausgepackt werden mußten. Der Tannenbaum wurde wundervoll geschmückt, und sogar Heinz, dem zum erstenmal seit Jahren wieder weihnachtlich zumute war, mußte dabei mithelfen. Gehorsam kletterte er auf der Leiter zu den höchsten Spitzen der Tanne empor und hängte dort auf, was ihm Lori zureichte. Lange, weißgedeckte Tafeln waren aufgestellt, große Körbe mit Äpfeln und Nüssen standen bereit, und das ganze Haus duftete nach Kuchen und Tannengrün. Lori hatte auch für Heinz einen kleinen Tisch mit Geschenken aufgestellt. Es waren alles selbstgefertigte Sachen, die ihm Freude machen sollten. Zwei wundervoll weiche und warme Wollsweater, Jagdstrümpfe, ein langer, warmer Wollschal, warme gestrickte Handschuhe und sonst noch allerlei Dinge, die ihm guttun sollten, wenn er in die Kälte hinaus mußte. Außerdem hatte ihm Lori eine Brieftasche ausgesucht und bearbeitet, und in eines ihrer Fächer hatte sie ihm eine Fotografie von sich gesteckt, die sie, als sie mit Frau Sund Einkäufe für das Fest in Berlin gemacht hatte, von sich aufnehmen ließ. Sie war außerordentlich gut gelungen, und Lori hatte darunter geschrieben: »In inniger Dankbarkeit für alle Güte und Liebe Dein Mündel Lori.«

Feinfühlig hatte Lori vermieden, irgendwelche Geschenke für

Heinz zu kaufen. Alles mußte selbst angefertigt werden. So hatte es Frau Sund auch gehalten.

Am Spätnachmittag wurde zuerst den Leuten beschert, worunter sich auch mit glückseligen Augen das junge Ehepaar befand. Dann wurde in einem kleineren Raum Heinz und den beiden Damen beschert. Daß Heinz für Lori alles aufgebaut hatte, was ihr nur irgend Freude machen konnte, war selbstverständlich. Die alte Dame hatte alles für Heinz in Berlin besorgt. Es fehlte an nichts, was einem jungen Mädchen gefallen konnte.

Auch sie wurde reich beschenkt. Aber Heinz freute sich unbeschreiblich an seinen schlichten Geschenken, sah er doch, wieviel Mühe sich Lori gegeben hatte, um ihn zu erfreuen. Er hatte es ja jahrelang entbehrt, daß sich jemand um ihn mühte. Und Loris glückliches Gesicht, ihre halb übermütige, halb gerührte Freude wirkten wie Balsam auf sein Herz. Am meisten freute ihn natürlich ihre Fotografie, die er mit der Brieftasche zu sich steckte und nun immer bei sich trug.

Das Weihnachtsfest wirkte mit all seinem Zauber auf die drei Menschen ein. Heinz wehrte heute alles von sich ab, was ihn bedrücken konnte, er wollte dies Fest froh und unbeschwert genießen, und es gelang ihm auch.

Schnell genug gingen die schönen Weihnachtstage vorüber. Sie wurden für Heinz und die Damen mit einer weiten herrlichen Schlittenpartie beschlossen. Dabei begegneten sie einem andern Schlitten, in dem Fred Schweigern mit seinen Eltern saß. Er grüßte etwas steif, und am andern Morgen lag eine Verlobungsanzeige auf dem Frühstückstisch. Fred Schweigern hatte sich mit der Tochter eines Bankiers verlobt. Sein Herz war also nicht gebrochen.

Als Heinz diese Anzeige Lori über den Tisch hinüberreichte und diese gelesen hatte, zuckte es mutwillig um ihren Mund.

»Ach, Onkel Heinz, diese Sorge wären wir nun auch glücklich los!«

»Er hat sich merkwürdig schnell getröstet«, erwiderte Heinz, befriedigt darüber, daß Lori so mutwillig sein konnte.

Damit war nun Heinz ein Stein vom Herzen gefallen, denn er merkte sehr wohl, daß Fred Schweigern nicht den geringsten

Eindruck bei Lori hinterlassen hatte.

Nach dem Fest kamen dann auch ein paar ruhige und ungestörte Stunden für Lori, wo sie die Aktenmappe ihres verstorbenen Vaters durchsehen konnte.

Fast zwei Stunden brauchte Lori zu ihrer Beschäftigung, ohne etwas in den Papieren gefunden zu haben, was ihr besonderes Interesse erregt hätte. Aber dann bekam sie ein zusammengebundenes Päckchen Briefe in die Hand. Sie löste den Faden, der sie zusammenhielt, und blätterte sie durch. Es waren Briefe von einer ihr ganz unbekannten Handschrift, dazwischen immer dünne Kopien von Schreibmaschinenbriefen. Diese Kopien waren anscheinend von ihrem Vater an einen Herrn Gerhard Bruns geschrieben, und die handschriftlichen Briefe waren wohl die Antworten auf diese Briefe ihres Vaters. So hielt sie also einen vollständigen Briefwechsel in der Hand. Erst las sie einige Zeilen ohne sonderliches Interesse, aber plötzlich stutzte sie. Sie las folgende Zeilen, die ihr Vater geschrieben haben mußte.

»Es hat keinen Zweck, daß Sie mich bei unserer ehemaligen Freundschaft beschwören, Ihnen keine Schwierigkeiten zu machen. Eine Freundschaft in meinem Sinne hat nie zwischen uns bestanden, Sie waren mir nichts als ein Bekannter, mit dem ich gelegentlich zusammentraf. Meinerseits bestand nicht einmal Sympathie zwischen uns. Ich habe mancherlei von Ihnen gehört, was jede Freundschaft zwischen uns erledigt hätte. Sie bitten mich, Ihnen zu helfen, Ihr Vergehen zu vertuschen. Meine Pflicht als Ihr direkter Vorgesetzter verbietet mir das. Es würde vielleicht für Sie ein anderer verdächtigt werden. Ein Zufall hat mich ich sage leider, weil ich nicht gern einen Menschen ans Messer liefere, stünde er mir auch noch so fern — zum Mitwisser Ihres Vergehens gemacht, und ich muß Sie unbedingt zur Anzeige bringen. Das einzige, was ich tun kann, ist, Ihnen eine Frist von vierundzwanzig Stunden zu geben, falls Sie Ihr Verbrechen auf eine Weise sühnen wollen, die Ihren Verwandten erspart, Sie vor dem Staatsanwalt zu sehen. Weiter kann ich nichts für Sie tun.«

Unter diese Kopie hatte ihr Vater auch seinen Namen gesetzt.

Die Antwort auf diesen Brief von jenem Herrn Gerhard Bruns lautete:

»Ich beschwöre Sie, mir wenigstens acht Tage Frist zu geben,

ehe ich mein Urteil, das Sie mir als Sühne in Aussicht stellen, erfülle. Ich habe noch allerlei zu ordnen. Es kann Ihnen ja nicht auf diese acht Tage ankommen, ich kann Ihnen nicht entwischen. Seien Sie großmütig einem armen Schächer gegenüber, der sich von einer unseligen Leidenschaft hinreißen ließ, Betrügereien zu begehen. Die Frau, die ich mit wahnsinniger Leidenschaft liebe, drohte mich zu verlassen, wenn ich ihre kostspieligen Wünsche nicht erfüllte, deshalb wurde ich schwach. Ich hoffte, alles gutmachen zu können, wenn ich nicht so bald entdeckt wurde. Ein unglücklicher Zufall machte Sie zum Mitwisser meines Verbrechens, und ich sehe ja ein, daß Ihre Ehrenhaftigkeit Ihnen verbietet, mich zu schonen. Nur geben Sie mir Frist, bis eine Woche verstrichen ist, dann wird alles erledigt sein.«

Mit klopfendem Herzen faltete Lori auch diesen Brief zusammen und entfaltete den nächsten, der wieder eine Antwort ihres Vaters enthielt. Diese lautete:

»Ich will Ihnen diese achttägige Frist zubilligen, es ist mir möglich, da ich morgen einen achttägigen Urlaub antrete, um mich an einer Jagd zu beteiligen, zu der mich Herr v. Trauenstein eingeladen hat. Bis ich von dieser Jagd zurückkomme, haben Sie Zeit — dann muß ich alles aufdecken. Verfahren Sie bis dahin nach Ihrem Gutdünken.«

Lori sah nach dem Datum dieses Briefes. Er war zwei Tage vor dem Tode ihres Vaters geschrieben. Auf diesen Brief folgte nur eine kurze Antwort: »Ihre Bedingungen nehme ich an und danke Ihnen für diese Frist. Sie wird meiner armen Mutter das Schlimmste ersparen.«

Das war alles. Darauf folgte nichts mehr. Die andern Briefe waren vor diesen von Lori gelesenen geschrieben und bezogen sich auf dieselbe Angelegenheit. Lori erkannte also aus diesen Briefen, daß ihr Vater durch seinen Tod daran gehindert worden war, das Verbrechen dieses Gerhard Bruns aufzudecken. Dieser war wohl straffrei ausgegangen, während ihr ehrenhafter Vater von einem jähen Tod ereilt wurde.

In Gedanken versunken, band sie die Briefe wieder zusammen und legte sie beiseite. Weitere Sachen von besonderem Interesse befanden sich nicht in der Mappe, und Lori meinte, daß sie dies alles verbrennen könne. Schon wollte sie auch das Briefpäckchen

dazulegen, um auch dies zu verbrennen, als sie zögerte. Ob es nicht besser war, sie legte diesen Briefwechsel Onkel Heinz vor? Vielleicht kannte auch er diesen Gerhard Bruns, vielleicht war es wichtig, wenn er Einsicht nahm?

Sie nahm das Paketchen und begab sich gleich zu Onkel Heinz, der in seinem Arbeitszimmer saß, um Saatproben zu begutachten, wobei Lori ihm nicht helfen konnte.

Als sie eintrat, sah er auf.

»Du, Lori?«

»Ja, Onkel Heinz, ich habe eben eine Aktenmappe mit alten Briefschaften meines Vaters durchgesehen, die ich neulich auf dem Speicher in einem meiner alten Koffer fand. Es waren meist unwichtige Familienbriefe. Aber dann stieß ich auf dies Briefpäckchen — und — irgendwie könnte sein Inhalt dich interessieren. Der Briefwechsel hat zwischen einem Herrn Gerhard Bruns und meinem Vater stattgefunden. Und der letzte Brief meines Vaters ist zwei Tage vor seinem Tode geschrieben worden.«

Heinz hatte überrascht aufgesehen, als Lori den Namen Gerhard Bruns nannte. Er streckte die Hand aus.

»Einen Gerhard Bruns habe ich auch gekannt — dein Vater und ich haben mit ihm im Verkehr gestanden. Außerdem war er Ingenieur in demselben Werke, in dem dein Vater als Oberingenieur tätig war. Dein Vater war sein Vorgesetzter. Im übrigen war er uns beiden ziemlich unsympathisch, denn er hatte keinen guten Leumund, und ich selbst habe einmal mit ihm ein unangenehmes Zusammentreffen gehabt.«

»Dann werden dir diese Briefe doppelt interessant sein. Bitte lies sie durch und sage mir, ob ich sie dann vernichten soll.«

»Ich werde sie gleich durchlesen, Lori, und sage dir bei Tisch Bescheid.«

»Ich will dich jetzt nicht länger stören.«

»Du störst mich nie, Lori.«

Sie nickte ihm zu und ging hinaus. Heinz blickte ihr nach und hielt die Briefe in der Hand. Er dachte an jenen Gerhard Bruns. Man hatte diesem sehr verdacht, daß er einen ziemlich liederlichen Lebenswandel führte. Aber er hatte mit einer

hündischen Ergebenheit an einer Frau gehangen, deren Lebenswandel noch viel übler war als der seine. Man sagte, daß diese Frau ihn zugrunderichten würde. Heinz war eines Abends mit Bruns und dieser Dame in einem Lokal zusammengetroffen, er hatte nicht gut ablehnen können, als ihn Bruns aufforderte, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Das hatte er aber nachher sehr bereut. Bruns' Freundin hatte ihm in ziemlich ungenierter Weise schöne Augen gemacht und war ihm nachher sehr oft begegnet, was, wie er annahm, in ihrer Absicht gelegen hatte. Als sie eines Abends in der Nähe seiner Wohnung auf ihn gewartet hatte, war sie so unzweideutig zudringlich geworden, daß er sie ziemlich energisch und schonungslos zurückweisen mußte, zumal er wußte, wie sehr Bruns an dieser Frau hing.

Sie hatte ihm darauf eine Verwünschung oder eine Drohung zugezischt, und er hatte sie stehen lassen.

Einige Tage später war Bruns zu ihm gekommen in einer unbeschreiblichen Erregung und hatte Heinz drohend zugerufen, wenn er sich noch einmal unterstehe, der Frau, die er liebte und anbetete, unverschämte Anträge zu machen, werde er ihn niederschlagen wie einen tollen Hund.

Ohne Heinz zu einer Antwort kommen zu lassen, war er davongestürmt. Dieser war über die unerwartete, ganz unberechtigte Drohung so außer Fassung gewesen, daß er gar nicht imstande gewesen war, sie zurückzuweisen. Und ehe er sich verteidigen konnte, war Bruns verschwunden. Heinz sagte sich zu seiner Entschuldigung, daß wohl die Freundin ihn bei Bruns verleumdet hatte, um sich zu rächen dafür, daß er sie so energisch zurückgewiesen. Im Grunde tat ihm Bruns leid, denn er schien diese minderwertige Frau über alles zu lieben. Trotzdem konnte er es ihm nicht so hingehen lassen, daß er ihn bedroht hatte, ohne auch nur zu fragen, ob er dazu eine Berechtigung hatte.

Heinz hatte sich also noch an demselben Tage aufgemacht, um Bruns in seiner Wohnung aufzusuchen, aber er hatte von dessen Wirtin erfahren, daß Bruns verreist sei. So mußte er bis zu dessen Wiederkehr warten, die schon in einigen Tagen erfolgen sollte.

Es waren aber dann jene tragischen Ereignisse eingetreten, die Heinz alles andere als nebensächlich und unwichtig erscheinen ließen. Noch an jenem Abend war er auf das Gut des Herrn v.

Trauenstein gereist, wo er auch zur Jagd geladen war. Er traf dort mit Loris Vater zusammen, dem er das ungezogene Auftreten Bruns berichtete. Fritz Roda hatte mit zusammengezogener Stirn gesagt:

»Dieses Weib wird Bruns noch ganz zugrunderichten, sie hat ihn schon zu ganz anderen Dingen veranlaßt. Mach dir nichts daraus, ein Mensch wie Bruns kann ziemlich als unzurechnungsfähig bezeichnet werden.«

Andern Tages war dann jene unglückselige Jagd gewesen, auf der Fritz Roda auf unerklärliche Weise von ihm erschossen worden war.

Heinz brauchte eine Weile, um sich der niederdrückenden Gedanken zu entschlagen. Er hatte Bruns nie mehr wiedergesehen, denn als er wieder klar zu denken vermochte, hatte er gehört, daß dieser ins Ausland gegangen war.

Und nun hielt er einen Briefwechsel zwischen Bruns und Fritz Roda in der Hand, und endlich konnte er sich überwinden, diese Briefe zu lesen.

Schon als er die ersten Briefe las, stutzte er, und sein Interesse wurde noch stärker, je weiter er las. Es wurde ihm nun klar, in welcher Stimmung Bruns gewesen sein mochte, als ihm seine schöne Freundin rachsüchtig mitgeteilt hatte, er habe sie belästigt. Er wußte in jenen Tagen, daß Fritz Roda ihn dem Staatsanwalt übergeben würde, wußte, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als ins Gefängnis, vielleicht gar ins Zuchthaus zu wandern oder sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Ihm wurden nun auch die Worte Fritz Rodas verständlicher, die er zu ihm gesprochen hatte. Und wahrscheinlich hatte Bruns vorgezogen, weder verhaftet zu werden noch sich das Leben zu nehmen, sondern er war ins Ausland entflohen. Deshalb hatte er wohl die einwöchige Frist verlangt, damit er erst in Sicherheit kam, ehe Fritz Roda Anzeige erstattete. Sinnend sah Heinz auf die Briefe nieder. Soviel er damals gehört hatte, war auch Bruns' Freundin mit ihm ins Ausland gereist. Näheres hatte er nicht darüber gehört. Er hatte damals auch für nichts mehr Interesse gehabt als für die Tragödie, der sein Freund Roda zum Opfer gefallen war. Und wieder grübelte er darüber nach, wie es möglich gewesen sei, daß ein Geschoß aus seiner Waffe seinen lieben und

verehrten Freund treffen konnte. Nachweisbar war es wirklich ein Geschoß aus seinem Jagdgewehr gewesen, das Roda getroffen und sofort getötet hatte. Das war festgestellt worden. Heinz wußte, daß er bis zu jenem Augenblick zwei Schüsse abgegeben hatte, und zwei Schüsse waren auch nur aus seiner Waffe abgefeuert worden. Mit diesen zwei Schüssen wollte er aber ein Reh treffen, das er eben gesichtet hatte. Der eine dieser Schüsse mußte allerdings sein Ziel verfehlt haben, denn das bewußte Reh hatte nur einen einzigen Schuß bekommen und war daran verendet. Sein Freund Roda hatte den Stand neben ihm gehabt, und nur ein Verhängnis hatte es fügen können, daß dieser zweite Schuß den Freund getroffen. Roda war der Schuß von seitwärts durchs Herz gedrungen, Heinz konnte noch heute nicht begreifen, daß ein Geschoß aus seinem Gewehr diesen Weg hatte nehmen können. Er konnte zum Glück seine Richter davon überzeugen, daß nur ein Unglück, aber keine Absicht diesen Schuß geleitet hatte. Es konnte nur möglich sein, daß er im Jagdeifer den zweiten Schuß, mit dem er das Reh verfolgte, zu weit seitwärts gerichtet hatte.

Was nützte aber alles Grübeln! Das Unglück war geschehen und warf düstere Schatten über sein ganzes Leben.

Heinz raffte sich auf. Die Briefe verwahrte er in einem Fach seines Schreibtisches. Warum er das tat, wußte er nicht. Das alles lag so weit zurück, Bruns war verschollen, man hatte nichts mehr von ihm gehört. Also hatten die Briefe kaum noch Bedeutung. Aber etwas Unbestimmtes veranlaßte ihn doch, die Briefe zu bewahren.

Als er dann bei Tisch wieder mit Lori zusammentraf, sagte er ihr, daß er die Briefe mit Interesse gelesen und vorläufig in seinem Schreibtisch verwahrt habe. Dann ging er schnell auf etwas anderes über, er bemerkte nur noch, daß dieser Gerhard Bruns damals ins Ausland gegangen sei, wahrscheinlich, um sich jeder Strafe zu entziehen.

Lori war damit beschwichtigt, und sie sprachen nicht mehr davon.

* *

*

Der Winter war vergangen, die ersten Frühlingsboten machten sich schon bemerkbar. Heinz hatte nun draußen wieder viel zu tun, und Lori begleitete ihn fast täglich auf seinen Ritten. Es war ein Jahr verflossen, daß Lori in Lindenhof weilte, und sie fühlte sich immer heimischer. Heinz verstand es, ihr selbstverständlich erscheinen zu lassen, daß sie bei ihm, dem Vormund, eine Heimat gefunden hatte. Das minderte freilich ihre Dankbarkeit in keiner Weise. Nach wie vor war sie ihm in Dankbarkeit ergeben. Aber zuweilen fühlte sie doch, daß ihre Gefühle für ihn nicht nur aus Verehrung und Dankbarkeit bestanden. Wohl war sie noch weit davon entfernt, zu erkennen, daß es Liebe war, die sie zu ihm zog. Sie kannte die Liebe nicht und machte sich ihren Zustand nicht klar. Da sie nun im zwanzigsten Lebensjahre stand, wurde sie freilich immer reifer in ihrem ganzen Denken und Empfinden, und zuweilen überfiel sie dem Vormund gegenüber etwas wie Unruhe und Bangigkeit. Aber die Erkenntnis der Ursache kam ihr noch nicht.

Und Heinz, der sehr wohl merkte, daß Lori sich immer mehr zu einem jungen Weibe entwickelte, wurde sich mehr bewußt, daß er sie nicht lange mehr würde behalten können. Er rang heldenhaft mit seiner Liebe, konnte sie aber nicht aus seinem Herzen verdrängen und wußte nur, daß er sie Lori für alle Zeit verbergen müsse. Zuweilen, wenn sie beide versonnen nebeneinander durch das erste Frühlingsgrün dahinritten, schraken sie auf aus ihrer Versonnenheit und lächelten sich, wie aus einem Traum erwacht, zu. Und dann konnte es wohl kommen, daß Heinz erschrak vor einem Blick aus Loris Augen oder durch ihr plötzliches Erröten, durch ihre Verwirrung. Er wagte sich nicht die Frage vorzulegen, was sich in Loris Blicken und Erröten verriet. Um Gottes willen — er durfte nicht im Traum daran denken, daß Lori vielleicht lernen könne, tiefer für ihn zu empfinden als für einen guten Vormund. Er hätte ja dann alles tun müssen, um sich Lori fernzuhalten, es ihr unmöglich zu machen, in ihm mehr zu sehen, als sie durfte. Trotzdem flog dann ein Glücksgefühl über ihn dahin, als versinke er in einer warmen Welle und müsse sich treiben lassen in dieser Woge von Glück. Aber schnell raffte er sich dann wieder auf, zwang sich zu einem gleichgültigen Ton und ergriff hastig jede Gelegenheit, Lori mit andern jungen Männern

zusammenzubringen. Daß er dabei tausend Qualen litt, durfte nicht in Betracht kommen. Er mußte Lori retten und beschützen vor einem Gefühl, das nur Unglück für sie im Gefolge haben konnte. Lori aber blieb allen jungen Männern gegenüber unberührt und gleichgültig. Sie verkehrte unbefangen mit ihnen, scherzte und lachte, spielte Tennis, ritt in ihrer Gesellschaft durch Wald und Feld — und verglich sie im Stillen mit Onkel Heinz. Da schnitten sie alle kläglich ab. Und es war seltsam, in Gedanken mochte Lori den Vormund nicht mehr Onkel Heinz nennen. Der Onkel störte sie. Auch in der Anrede vermied sie es mehr und mehr. Sie ließ lieber jede Anrede fort. Einige der jungen Männer, die sich mehr oder minder um ihre Gunst bewarben, mißfielen ihr durch den etwas weibischen Einschlag. Das waren keine Männer, die einer Frau wie Lori gefallen konnten. Sie hielten keinen Vergleich mit dem Vormund aus.

Und Heinz schwankte immer wieder zwischen Glückseligkeit, daß Lori keinem dieser Bewerber ihr Herz schenkte, und Angst und Furcht, daß sie an ihn selbst ihr junges Herz verlieren könne. Und doch sehnte er sich fast krank danach, daß sie ihn lieben würde und ihm angehören dürfe.

Weil daran nicht zu denken war, machte er immer wieder neue Versuche, sie mit jungen Männern zusammenzubringen. Schon aus Pflichtgefühl tat er das. Was sollte denn werden, wenn sich Loris Herz ihm selber zuwandte? Dann hätte er ihr doch sagen müssen, was drohend zwischen ihnen stand, und dann würde sie sehr unglücklich werden — oder sich schaudernd von ihm wenden.

So gingen die Tage und Wochen dahin. Beide beherrschten sich und ließen einander nichts merken von ihren Empfindungen. Nach wie vor verkehrten sie in der alten Weise, arbeiteten zusammen und ritten auf die Felder. Abends nach Tisch musizierten sie dann zuweilen. Lori sang mit ihrer süßen, weichen Stimme alte Volkslieder, die sich Heinz ins Herz schmeichelten, Heinz spielte auf dem Flügel, begleitete sie oder spielte allein, meist schwere Musik, da er ein sehr guter Spieler war. Es hätten sehr trauliche, friedliche Abende sein können, wenn nicht Heinz von seiner Liebe eingenommen und Lori mehr und mehr von einem unbestimmten heißen Sehnen erfüllt gewesen wäre.

Frau Sund merkte nichts davon, was zwischen Vormund und Mündel wie mit feinen unsichtbaren Fäden hin und her spann, aber der alte Karl sah zuweilen mit seinen sorgenden Augen auf seinen Herrn und Lori, die ihm mehr und mehr ans Herz wuchs. So gern hätte er gesehen, wenn Lori seines Herrn Gattin geworden wäre, aber er wußte doch nur zu gut, daß dies nicht angehen würde.

Wenn der alte Mann abends zuweilen ein Stündchen im Inspektorhaus drüben saß und das junge Glück seiner Kinder betrachtete, dann verfiel er in ein tiefes Sinnen und sagte sich, daß er gern sein altes Leben hingeben würde, um seinem jungen Herrn ein gleiches Glück verschaffen zu können.

Aber auch er konnte das Schicksal nicht bezwingen, das die beiden jungen Menschen trennte.

Eines Tages war draußen auf den Feldern an der Pflugmaschine ein Unglück geschehen. Ein Knecht war durch die Maschine schwer verletzt worden. Peter Lenz schickte auf seinem Pferd schnell einen Boten nach dem Herrenhaus mit der Nachricht, und bat, daß Herr Rommer sofort mit Verbandzeug zur Stelle komme, damit man den Verunglückten vorläufig, bis der Arzt aus der nahen Stadt kam, verbinden könne. Heinz war aber gerade zu einem Nachbar geritten, um Geschäftliches mit ihm zu verhandeln. So machte sich Lori sogleich auf, nahm die Tasche mit dem Verbandzeug und Arzneien, stieg auf ihr Pferd und ritt in schnellstem Tempo nach der Unfallstelle, nachdem sie bestimmt hatte, daß eine Tragbahre dorthin gebracht werde. Als sie bei dem Verwundeten ankam, nahm ihr Peter Lenz die Tasche ab.

»Das ist nichts für Sie, gnädiges Fräulein. Bitte, geben Sie mir die Tasche, ich lege den ersten Verband an.«

»Wenn Sie Hilfe brauchen, Herr Inspektor, stehe ich zur Verfügung. Wenn ich helfen kann, habe ich Mut genug, um auch Schlimmes zu sehen.«

»Sie können nichts weiter helfen; reiten Sie ruhig wieder nach Hause zurück und schicken Sie nur eine Tragbahre her.«

»Die ist schon unterwegs.«

»Dann ist nichts mehr nötig, als daß für den Verwundeten ein reines Bett bereit ist, wo ihn der Arzt untersuchen und regelrecht

verbinden kann.«

»Gut, wenn Sie mich hier nicht brauchen, werde ich zu Hause alles für den armen Mann zurechtmachen. Es besteht doch hoffentlich keine Lebensgefahr?«

»Das wohl nicht, aber unter Umständen kann es einen Arm kosten.«

Lori wurde sehr bleich und wankte. Peter Lenz hielt sie fest. »Sehen Sie wohl, gnädiges Fräulein, das ist nichts für Frauennerven. Bitte, reiten Sie wieder heim.«

Damit wandte sich Peter Lenz dem Verwundeten zu.

Lori stieg aufs Pferd und ritt so schnell als möglich zurück. Sie war noch immer sehr blaß und erregt, trieb aber das Pferd zur schnellsten Gangart an. Dabei war ihr aber sehr übel zumute. Noch hatte sie nicht die Hälfte des Weges hinter sich, als sie, trotz aller Gegenwehr, von einer Ohnmacht befallen wurde. Die Zügel glitten ihr aus den Händen, und sie selbst rutschte aus dem Sattel und fiel auf den weichen Wiesenboden.

Ihr lammfrommer Gaul sah sich verwundert nach ihr um, beschnupperte die leblose Gestalt und trottete dann langsam seinem Stalle zu.

Inzwischen war Heinz wieder nach Hause gekommen, hatte die Botschaft von dem Unglück gehört und machte sich schnell auf den Weg zur Unfallstelle, die nicht sehr weit war. Karl hatte ihm gesagt, daß das gnädige Fräulein selbst davongeritten war, um die Verbandsachen hinzubringen. Als Heinz im freien Felde dahinsauste, stutzte er plötzlich — er sah Loris Pferd ohne seine Reiterin auf sich zukommen, sah die Zügel auf der Erde schleifen und bekam einen furchtbaren Schrecken. Wo war Lori geblieben?

Ohne sich weiter um das Pferd zu kümmern, ritt er in rasendem Tempo weiter, blaß bis in die Lippen und mit angstvoll suchenden Augen. Er kam nicht weit, da sah er Lori auf der Wiese liegen. Wie der Blitz war er an ihrer Seite, sprang vom Pferd und beugte sich entsetzt über sie. Er hob ihren Oberkörper empor und sah angstvoll in das blasse Gesicht mit den geschlossenen Augen.

Unfähig, sich zu beherrschen, beugte er sich nieder, um die blassen Lippen zu küssen. Er konnte jetzt an nichts anderes denken, als daß Lori leblos in seinen Armen lag.

»Lori, süße Lori, mein geliebtes Herz, was ist mit dir? Lori, wach doch auf, um Gottes willen, wach auf, brich mir nicht das Herz — ich liebe dich — ich liebe dich!« stieß er heiser hervor und küßte sie fassungslos immer wieder.

Lori kam langsam zu sich, sie hörte seine Stimme, vernahm seine Worte und fühlte seine Küsse auf ihrem Mund. Da wurde ihr plötzlich klar, daß sie ihn liebte. Und sie hörte auch sein Liebesgeständnis, verstand es, schlug die Augen auf und lächelte ihm zu. Noch ganz befangen von ihrer Ohnmacht, schlang sie die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an Heinz. Ihre Lippen gaben seinen Kuß zurück wie im Traum, und leise flüsterte sie:

»Heinz — mein Heinz — nun weiß ich es — ich liebe dich — ich liebe dich!«

Es lag eine jauchzende Bejahung ihrer Liebe in ihren Worten, so daß es ihm heiß und verlockend in die Seele drang. Er konnte nicht anders, noch einmal suchte er Loris Lippen und trank ihren Kuß in sich ein wie einen Lebensquell.

»Du — du — meine Lori — ich liebe dich! Ich kann nicht anders.«

Sie strahlte ihn an mit den schönen Grauaugen und bot ihm wieder mit einem süßen Lächeln den Mund.

Aber plötzlich kam er zur Besinnung. Was hatte er getan? Er wagte Loris Lippen nicht wieder zu berühren. Mit einem Stöhnen stand er auf und hob sie zu sich empor. »Fühlst du Schmerzen, Lori?« fragte er rauh und heiser.

»Nein, du mußt dich nicht beunruhigen — ich — ja — ich glaube, ich war ohnmächtig geworden, weil mich der arme Mensch so dauerte. Und da bin ich wohl vom Pferde geglitten. Heinz — der arme Mensch, ich muß nach Hause und ihm ein Lager richten lassen.«

Er merkte, daß Lori stehen konnte, und wollte sie aus seinen Armen lassen, aber sie lehnte sich, vom Glück überwältigt, an ihn.

»Ach, Heinz, wie kann man so glücklich, sein, wenn ein anderer Mensch im Unglück ist?«

Ihre Worte schnitten ihm ins Herz. Wie bald würde auch sie unglücklich sein!

Loris Pferd war Heinz gefolgt und stand nun erwartungsvoll

hinter ihm.

»Wirst du weiterreiten können, Lori?« fragte er, seiner Stimme Festigkeit gebend.

Mit einem süßen, hingebenden Lächeln sah sie zu ihm auf. »Sicher, Heinz, ich fühle mich ganz wohl und weiß gar nicht, daß ich so schwach werden konnte. Aber — es war gut so — wer weiß, wie lange wir uns noch gequält hätten, wären dir in der Angst um mich nicht die Lippen geöffnet worden.«

Sie sah dabei so unbeschreiblich süß und lieb aus, daß er sich kaum beherrschen konnte. Aber es mußte sein — nie wieder durfte er Lori in seine Arme nehmen, nie wieder diesen süßen, ihm entgegenblühenden Mund mit Küssen bedecken. Was hatte er getan? Wie ein Verräter kam er sich vor.

Er hob Lori schnell auf das Pferd und sah mit brennenden Augen zu ihr empor.

»Sitzt du gut und sicher?«

»Ja, Heinz! Ach, Heinz, wie gut, daß ich dich nicht mehr Onkel nennen muß!«

Er barg sein Gesicht einen Augenblick an ihrem Knie, richtete sich aber gleich wieder empor und sprang auf sein Pferd.

»Komm, ich bringe dich schnell heim, dann muß ich nach dem Verunglückten sehen.«

»Ich kann gut allein reiten, Heinz.«

Mit zusammengebissenen Zähnen schüttelte er den Kopf. »Ich kann dich jetzt nicht allein reiten lassen; wie leicht könnte dich noch einmal eine Schwäche überfallen.«

Sie sah zu ihm hinüber mit strahlenden Augen. »Wie konnte ich nur ohnmächtig werden? Eine schöne Gutsfrau werde ich! Falle in Ohnmacht, wenn jemand verwundet wird! Schilt mich lieber aus, Heinz.«

Wieder schüttelte er den Kopf. Dann ritten sie weiter. Im Herrenhaus angekommen, übergab er Lori der Frau Sund, und dann raste er auf seinem Pferde wieder davon. Er mußte jetzt eine Weile mit sich allein sein, mußte sich fassen und überlegen, was nun geschehen müsse. Aber er kam zu keinem andern Gedanken, als zu dem, daß er Lori geküßt hatte, wie ein Mann das Weib seiner Liebe küßt, und daß sie den Kuß mit gleicher Innigkeit

zurückgegeben hatte. Trotz allem überflutete ihn eine unbeschreibliche Seligkeit, wenn er an diese Küsse dachte.

Liebesworte sangen und klangen in seinem Herzen. Aber sie wurden übertönt von seiner Angst um Lori. Was sollte, mußte jetzt geschehen? Er kam zu keiner Klarheit, zu keinem Entschluß. Dann stand er vor dem Verwundeten, der bleich, mit geschlossenen Augen vor ihm lag. Man hatte ihn auf Decken gebettet, und jetzt war auch die Tragbahre angekommen. Peter Lenz hatte einen kunstgerechten Verband angelegt, daß vor allem die Blutung gestillt worden war.

Man hob den vor Schmerzen Ohnmächtigen auf die Tragbahre und trug ihn heim.

Inzwischen war der Arzt angekommen und untersuchte den verletzten Arm. Dann wurde er regelrecht verbunden und geschient, und der Arzt gab Hoffnung, daß der Arm erhalten bleiben könne.

Man atmete auf. Heinz hatte dem Arzt bei seiner Arbeit geholfen, wie er es stets getan hatte, wenn einer seiner Leute zu Schaden kam. Der Verletzte bekam ein schmerzstillendes Mittel. Dann konnte man ihn vorläufig dem Schlaf der Betäubung überlassen. Der Arzt blieb zum Mittagessen, und so waren Lori und Heinz nicht einen Augenblick allein. Loris Blick ruhte aber immer wieder mit einem Leuchten auf Heinz' Gesicht. Diesem schnitt das jedesmal ins Herz, und seine Augen suchten die ihren in sorgender Liebe.

Lori fühlte sich wieder ganz wohl, der Arzt hatte ihr trotz ihres Einwandes etwas zur Beruhigung der Nerven gegeben; aber Lori wollte nichts davon wissen, daß sie sich zur Ruhe legen sollte. Mit gutem Appetit nahm sie die Mahlzeit ein, und das beruhigte nicht nur Heinz, sondern auch den Arzt. Ärgerlich schalt Lori sich selbst immer wieder, daß sie so schwach geworden war. Diese Ohnmacht war die erste in ihrem Leben, und schließlich sagte sie mit einem lächelnden Blick in Heinz' Augen: »Das Schicksal hat es nicht anders gewollt.«

Ihm blieben diese Worte in den Ohren hängen. Ja, das Schicksal hatte es nicht anders gewollt. Nun war er nicht nur schuldig am Tode ihrer Eltern, sondern auch noch an Loris Unglück. Denn daß sie unglücklich werden mußte, stand bei ihm fest.

Endlich entfernte sich der Arzt, und Heinz zog sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Er wollte, um Zeit zu gewinnen, Lori bestimmen, sich nun jetzt ein wenig niederzulegen, aber sie schüttelte abwehrend den Kopf.

»Ich gehe mit dir an meine Arbeit — davon kannst du mich jetzt nicht abbringen.«

Da widersprach er nicht mehr — es mußte ja doch klar werden zwischen ihnen. Als sie beide dem Arbeitszimmer zuschritten, stahl sich Loris Hand in die seine, und ihre weiche Stimme flüsterte ihm zu: »Wie konntest du nur glauben, daß ich mich jetzt selbst aus deiner Nähe verbannen könne?«

Mit einem krampfhaften Druck umschloß seine Hand die ihre.

So betraten sie das Arbeitszimmer, und als sich die Tür hinter ihnen schloß, blieben sie einander gegenüber stehen.

Lori faßte Heinz' Hand, sah zu ihm auf und sagte vorwurfsvoll: »O Heinz, nun siehst du wieder so düster und unglücklich aus. Das leide ich nicht mehr. Bist du nicht glücklich?«

Er stöhnte auf. »Nein, mein geliebtes Herz — ich bin sehr unglücklich, trotzdem ich einen Augenblick im Himmel war.«

Sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter. »Wie kannst du unglücklich sein, Heinz? Drückt dich auch jetzt noch, was dich so düster gemacht hat?«

Sein Gesicht nahm einen verzweifelten Ausdruck an. »Mehr als je, meine Lori. Ich muß dir wehtun — und das ist für mich härter als der Tod.«

Schnell hob sie den Kopf und blickte bang zu ihm auf. »Du mir wehtun? Das hast du noch nie getan — und — das darfst du auch nicht.«

»Ich muß, Lori — ich muß! Lori — es ist nicht möglich, daß wir beide uns angehören, so lieb wir auch einander haben. Hätte ich geahnt, daß du mich lieben lernen würdest — nie hätte ich dich in mein Haus genommen.«

Lori wurde sehr blaß. »Warum nicht? Warum dürfen wir uns nicht angehören?« fragte sie leise, kaum hörbar.

Eine Weile zögerte er. Er suchte noch immer nach einem Ausweg. Dann sagte er: »Du bist so jung — du wirst mich vergessen — ich — ich bin fast zwanzig Jahre älter als du.«

Da lachte sie befreit auf, und ehe er es hindern konnte, küßte sie ihn auf den Mund.

»Du bist jünger als alle anderen Männer, die ich kenne, Heinz. Wie kannst du so töricht sprechen?«

Er drückte sie in ihren Sessel und nahm ihr gegenüber Platz.

»Küsse mich nicht, Lori — in wenigen Minuten wirst du es bereuen, daß du es getan hast.«

Energisch schüttelte sie den Kopf.

»Ich sollte das je bereuen? Niemals, Heinz, niemals bereue ich, daß ich so unsagbar glücklich war. Jetzt mußt du mir sagen, was es ist, das zwischen uns stehen soll. Und dann werde ich dir gleich klarmachen, daß es nichts auf der Welt gibt, was mich von dir trennen könnte, wenn du das nicht selber willst.«

Sein Gesicht zuckte qualvoll. »Ich werde es selber wollen müssen.«

Angstvoll faßte sie seine beiden Hände. »Heinz — mach mir nicht Angst. Sag nur, was es ist, das dich quält. Ich sehe ja, daß du dich quälst.«

»Gott weiß, daß mir nie elender zumute war als in dieser Stunde, da ich deine Liebe von mir weisen muß, die mich so unsagbar glücklich machen könnte.«

Sie richtete sich wie kampfbereit auf.

»Was zwingt dich, meine Liebe von dir zu weisen? Heinz — hängt das etwa mit dem zusammen, was in der Vergangenheit liegt, was dich so düster und menschenscheu machte? Glaube nicht, daß ich mich schrecken lasse, was es auch sein mag — ich werde kraft meiner Liebe alles mit dir tragen.«

»Du wirst es selbst nicht anders wollen als ich, wenn du alles weißt.«

»So sage es mir!«

Er preßte ihre Hand an seine Lippen.

»Lori, ich habe eine schwere Schuld auf mich geladen, die uns trennen wird, wenn ich auch durch einen unseligen Unfall willenlos schuldig wurde.«

»Also warst du unschuldig schuldig, Heinz. Anders kann es ja nicht sein. Und dieser unselige Zufall sollte uns trennen, uns unglücklich machen? O nein! Was du mir auch sagen wirst — nichts kann uns trennen.«

Er stöhnte auf.

»So muß ich dir alles sagen, daß du begreifst, mein armes Herz. Bitte, sei stark — erschrick nicht — es ist so grauenhaft — ich — ja — ich war schuld am Tode deiner Eltern. Ich erschoß durch einen unseligen Zufall deinen Vater auf der Jagd, und deine Mutter starb vor Schreck darüber an einem Herzschlag. So bin ich unschuldig schuldig am Tode deiner Eltern, und du darfst um keinen Preis dem Manne angehören, der deinen Vater erschoß.«

Lori war blaß in ihren Sessel zurückgesunken und hatte die Augen geschlossen, als wolle sie nicht sehen, was ihr drohte. Heinz beugte sich zu ihr, ohne zu wagen, ihre Hand zu fassen.

»Lori, Lori! Nicht wahr, nun schauderst du vor mir?« fragte er gramvoll.

Mit einem Seufzer schlug sie die Augen auf, sah in sein qualverstörtes Gesicht, und ein brennendes Mitleid erfüllte sie. Sie faßte seine Hände.

»Heinz — wenn du glaubst, daß deine Eröffnung meine Liebe töten könnte, irrst du. Aber — das sehe auch ich nun ein — es gibt einen Grund, der uns trennen kann, trennen muß. Du hast recht — wir dürfen uns nicht angehören.«

Seine Augen hingen an Lori mit einem unbeschreiblichen Ausdruck.

»Ich wußte es, Lori. Kannst du mir verzeihen?«

Fest drückte sie seine Hände in den ihren.

»Ich habe dir schon einmal gesagt, ich spreche dich frei. Damals ahnte ich nicht, von was ich dich lösen wollte. Heute sage ich dir abermals, ich spreche dich frei. Daß du schuldlos bist, weiß ich, das brauchst du mir nicht zu sagen. Und dennoch trennt uns, was du gegen deinen Willen getan hast.«

Er beugte ergebungsvoll sein Haupt.

»Ich danke dir, Lori! Aber um mich geht es mir nicht — es geht um dich, um den Menschen, dem mein ganzes Herz gehört. Ich hielt es für meine Pflicht, dich wie an Kindesstelle zu halten, da du verwaist zurückbliebst. Du sprichst mich frei — der Richter tat es auch — ich selbst bin mir keiner Schuld bewußt und doch schuldig. Und nun büße ich härter als je, weil es dich mit mir trifft. Wie wirst du es tragen?«

Sie erzitterte und schwieg eine Weile. Dann richtete sie sich auf.

»Sei ruhig, ich werde es so tragen, daß dir kein neues Leid durch mich erwächst. Ich will tapfer sein, wie du es gewesen bist. Was dich trifft, soll mich auch treffen und mich tapfer finden. Und wir haben beide einen herrlichen Trost — wir wissen, daß wir einander lieben. Diese Gewißheit kann uns auch das Schicksal nicht nehmen, sie wird uns alles tragen helfen, auch, daß wir uns nicht angehören dürfen. Und bitte, erzähle mir jetzt alles, wie es kam.«

Heinz tat es mit heiserer Stimme; sie merkte, wie es ihn quälte. Aber sie mußte jetzt klar sehen und mußte stark sein für Heinz und für sich. Denn er trug viel schwerer als sie, das wußte sie. Was sie heute erlebt hatte, reifte sie zum Weibe.

Als er geendet hatte, saßen sie sich noch eine Weile gegenüber, Hand in Hand und Auge in Auge. Dann erhob sich Lori, drückte ihre Lippen auf seine Stirn und sagte mit verhaltener Stimme: »Ich muß mich jetzt doch ein wenig zur Ruhe legen. Du wirst auch gegen Frau Sund eine Entschuldigung für mich finden, wenn ich zum Tee und Abendessen nicht erscheine. Ich muß das alles erst ausklingen lassen in mir, ehe ich Entschlüsse fasse. Auch du mußt erst ruhig werden.«

Lori sah Heinz noch einmal mit unverhülllter Liebe an und ging dann schnell hinaus.

Heinz sank wie kraftlos in sich zusammen, als Lori das Zimmer verlassen hatte. Er hatte aller Kraft bedurft, um Lori seine Verzweiflung nicht merken zu lassen. Was sollte, was mußte nun geschehen? War es möglich, Lori in Lindenhof zu halten, nun sie beide wußten, daß sie einander liebten? Es war doch unmöglich, sie wieder schutzlos in die Welt hinauszustoßen. Wie sehr zürnte er sich, daß er sich Lori mit seinen Gefühlen verraten hatte! Nur mußte er sich sagen, daß ja doch ihre Liebe eines Tages

durchbrechen mußte. Und hätte sie dann nicht gemerkt, daß er sie wieder liebte, wie sehr hätte sie auch dann leiden müssen! Also jedenfalls mußte Lori fort von Lindenhof, wenn er es nicht verlassen wollte. War es aber nicht besser, er verbannte sich von Lindenhof und ließ Lori hier zurück? Peter Lenz würde hier alles in Ordnung halten, er war gut eingearbeitet und durchaus zuverlässig. Und Lori konnte die meisten schriftlichen Arbeiten erledigen, hatte er sie doch in diesem Jahre für ihren künftigen Beruf als Landwirtin angelernt. Frau Sund konnte zu ihrem Schutz hierbleiben. Dann war Lori wenigstens in Sicherheit. Was mit ihm wurde, war gleichgültig. Überall, wo er Loris Nähe entbehren mußte, war die Hölle für ihn.

So überlegte und grübelte er. Sie würde natürlich nicht zugeben wollen, daß er Lindenhof verließ, um sie nicht zu vertreiben, deshalb würde er ihr sagen, er müsse hinaus in die Welt, müsse andere Eindrücke sammeln, um von seinem Schmerz abgelenkt zu werden. Nur unter diesem Vorwand würde er ihr klarmachen können, daß sie bleiben müsse.

Stundenlang saß Heinz müßig da, er, der sonst nicht ohne Arbeit sein konnte. Endlich, als sein Entschluß feststand, ging er hinaus und sah noch einmal nach dem verwundeten Knecht. Dieser schlief noch, atmete fest und ruhig, und man konnte hoffen, daß seine gesunde Natur sich bald genug durchringen konnte.

Er hatte vergessen, daß Frau Sund ihn wohl zum Tee erwartet hatte, nun klingelte er nach Karl, um ihr sagen zu lassen, daß er und Lori auch nicht zum Abendessen kommen würden, sie möge allein speisen.

Als er Karl das auftrug, blieb dieser zögernd stehen und sah seinen Herrn unschlüssig und besorgt an. Dieser nickte ihm traurig zu.

»Ja, ja, mein alter Karl — sie weiß es nun — und — ich, der ich ihr die Hände unter die Füße breiten möchte, werde sie hinausjagen müssen in die Welt — wenn ich nicht vorziehe, selbst zu gehen, um sie hier in Sicherheit zurückzulassen.«

Karl sah seinen Herrn mit einem sorgenden Blick an. »Ich habe es geahnt, Herr Rommer — Fräulein Lori hat Sie lieb — wie sie von Ihnen geliebt wird.«

»Das hast du geahnt, Karl? Nun wohl, es ist so — und hilft uns nichts weiter als eine Trennung — für immer. Ich werde Lindenhof verlassen, dein Sohn wird hier alles nach meinen Wünschen regeln. Und du setzt dich zur Ruhe und bleibst bei deinen Kindern.«

Karl bekam feuchte Augen. »Und Sie wollen ganz allein draußen in der Welt herumirren? Das kann doch der liebe Gott nicht wollen.«

»Er straft mich hart, Karl — aber — Lori muß in Ruhe und Sicherheit bleiben. Wir zwei dürfen aber nicht in einem Hause wohnen, dürfen uns lange Zeit nicht wiedersehen. Deshalb gehe ich. Du schweigst aber zu jedem Menschen davon, bis ich dir zu sprechen erlaube. Nun geh und richte der Frau Sund aus, was ich dir aufgetragen habe.«

Karl entfernte sich niedergeschlagen, doch wagte er nichts mehr zu erwidern. Er wußte, wenn sein Herr einen solchen Entschluß gefaßt hatte, gab es keine Widerrede.

Frau Sund hatte sich gewundert, daß Lori und Heinz nicht zum Tee gekommen waren, doch nahm sie an, daß Lori doch der Ruhe bedurfte und daß der Gutsherr nach seinem Knecht sehen würde. So war sie durch Karls Meldung nicht sehr überrascht.

Morgen früh würde ja Lori wieder munter und erholt sein, und der Gutsherr die größte Sorge um seinen Knecht überstanden haben.

So ging sie ruhig zu Bett.

* *
*

Als Lori auf ihrem Zimmer angelangt war, sank sie, wie aller Kraft beraubt, auf ihr Ruhebett und starrte mit großen, leeren Blicken vor sich hin. Sie mußte zu verwinden suchen, was heute alles auf sie eingestürmt war, erst das heiße, beseligende Glück, dann das tiefe Leid. Ihre Liebe zu Heinz brannte nun um so stärker in ihr, als sie sich sagen mußte, daß dieser Liebe nie Erfüllung werden konnte. Auch sie hegte nicht den geringsten Zweifel daran, daß sie sich für immer von Heinz trennen mußte. Es ging nicht an, daß sie mit diesem Gefühl im Herzen ferner zusammen in einem Hause

leben konnten. Sie war auch fest entschlossen, nichts mehr von Heinz anzunehmen. Auch das durfte nicht sein. Wie gut, daß sie ein kleines Vermögen besaß. Davon konnte sie gut leben, bis sie auf irgendeine Art Geld verdienen konnte. Für Heinz würde es eine unerträgliche Qual sein, wenn sie ihm klarmachte, daß sie gehen mußte. Sie kannte ihn gut genug, daß sie wußte, er würde lieber selber in die Verbannung gehen, als sie aus dem Schutz seines Hauses zu lassen. Deshalb mußte sie ihm die Entscheidung vorwegnehmen. Sie warf sich, so weit mit ihren Gedanken gekommen, mit dem Gesicht in die Kissen und stieß einen jammernden Laut aus. Die Gewißheit, sich von Heinz trennen zu müssen, nie mehr in sein geliebtes Gesicht sehen zu dürfen, überfiel sie mit einem Schmerz ohnegleichen. Aber ihre Liebe gab ihr Kraft — sie mußte fort, möglichst gleich, ehe sie ihn wiedersah und sein Anblick ihr diese Entscheidung unmöglich machte.

Und nachdem sie noch einige Zeit in schmerzlich-süße Gedanken vertieft vor sich hingestarrt hatte, erhob sie sich und packte in einen Handkoffer alles für einige Tage Nötige. Das übrige konnte ihr nachgesandt werden.

Natürlich mußte sie erst die Dunkelheit abwarten, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnte. Niemand im Haus durfte ahnen, daß sie das Haus verließ. Wie sie wußte, ging ein Zug gegen zehn Uhr von der nächsten Station aus. Den wollte sie erreichen.

Als sie mit Packen fertig war, hatte sie noch reichlich Zeit, einen langen Brief an Heinz zu schreiben. Den wollte sie zurücklassen. Es flossen reichlich Tränen, während sie diesen Abschiedsbrief schrieb, und wieder überfiel sie der ganze Jammer ihrer unglücklichen Liebe. War es denn nötig, daß sie sich von Heinz trennte? Er war doch unschuldig. Ein unseliges Verhängnis hatte es gewollt, daß jenes irregeleitete Geschoß ihren Vater traf. Heinz konnte doch nichts dafür. Und sie selbst war ganz schuldlos und mußte auf ein großes, herrliches Glück verzichten. Aber es mußte sein. Es gibt Dinge, für die ein Mensch büßen muß, ohne schuldig zu sein, und über die man nicht wegkommen kann.

Als es endlich Zeit war, das Haus zu verlassen, lauschte sie hinaus. Es schien alles still zu sein, sie konnte sich gewiß ungesehen davonschleichen. Ihren Brief ließ sie zurück, legte ihn mitten auf den Tisch, Heinz würde ihn wohl erst morgen früh

bekommen, und das war gut so. Alles Geld, das sie besaß, und ihr Scheckbuch — wie gut, daß sie es hatte! — steckte sie in ihre kleine Handtasche. Den Koffer mußte sie bis zur Station selber tragen, wenn sie nicht unterwegs jemand traf, den sie um diesen Dienst bitten konnte. So würde sie gehen, wie sie vor Jahresfrist gekommen war.

Als sie leise die Tür öffnete, um auf den schwach beleuchteten Korridor zu treten, schrak sie zusammen und starrte blaß und fassungslos in das Gesicht des alten Karl, der sich hier wie eine Schildwache aufgestellt hatte.

»Sie, Karl? Was wollen Sie hier?«

»Ich habe auf das gnädige Fräulein gewartet.«

»Weshalb?«

»Weil ich ahnte, daß gnädiges Fräulein vielleicht meiner bedürfen würde. Ich weiß alles — der gnädige Herr hat mir alles gesagt — ich bin seit langen Jahren sein Vertrauter.«

Er nahm ihr den Handkoffer ab und drängte sie fast unmerklich wieder ins Zimmer zurück.

»Ich muß fort, Karl — muß den Abendzug noch erreichen.«

Ruhig schloß er die Tür hinter sich zu.

»Wenn das unbedingt sein muß, können gnädiges Fräulein zur Station fahren. Aber es wird nicht nötig sein. Ich werde lieber dem gnädigen Fräulein mitteilen, daß es nicht nötig ist, abzureisen. Herr Rommer hat mir gesagt, daß er von Lindenhof fortgehen will, damit Sie in Ruhe und Sicherheit hierbleiben können.«

Sie preßte ihre kleine Handtasche an sich.

»Ich habe es geahnt, daß er das beschließen könnte. Aber das darf nicht sein, Lindenhof hat seinen Herrn nötig, das müssen Sie einsehen. Sie haben doch Ihren Herrn lieb, sind ihm treu ergeben — also müssen Sie einsehen, wenn Sie alles wissen, daß ich gehen muß und nicht er. Damit das nicht geschieht, habe ich ihm die Entscheidung vorweggenommen. Helfen Sie mir unbemerkt fortzukommen, Karl — sonst — sonst bleibt mir nichts anderes übrig, als meinem Leben ein Ende zu machen.«

Es lag eine eiserne Entschlossenheit in ihren Worten. Karl erschrak.

»Das wolle Gott verhüten, gnädiges Fräulein.«

»Also helfen Sie mir fortzukommen.«

»Mein Herr würde außer sich sein, wenn er wüßte, das gnädige Fräulein irre allein und verlassen in der Welt umher.«

»Das wird nicht geschehen — ich — ja — ich gehe zu guten Freunden, die mich vorläufig aufnehmen werden. Da liegt ein Brief an Ihren Herrn, darin steht alles. Er wird wissen, wohin ich mich gewendet habe. Ich bin auch nicht ohne Geldmittel. Mein Vormund soll in keinerlei Sorge um mich sein, ich werde ihn immer wissen lassen, wo ich mich befinde, und wenn ich mir nicht weiterhelfen kann, werde ich mich bestimmt um Hilfe an ihn wenden, weil ich weiß, daß er das wissen muß, um ruhig sein zu können. Sie sehen, ich habe alles überlegt, wie es für uns beide am besten ist. Wenn Sie Ihren Herrn liebhaben, müssen Sie mir helfen fortzukommen, das müssen Sie doch einsehen.«

Karl überlegte eine Weile und mußte sich sagen, daß es so sicher das beste war für seinen Herrn. Dann mußte er nicht von Lindenhof fort, mit dem er doch verwachsen war. Es würde sich ja ein Weg finden, das gnädige Fräulein auch aus der Ferne beschützen zu können. Und — sie drohte mit dem Tode; in solchen Stimmungen meint man das ernst. Wie sollte es sein Herr ertragen, wenn sein Mündel aus dem Leben floh, weil es keinen andern Weg fand? Nein — er mußte ihr forthelfen.

Der Herr würde ihm freilich morgenfrüh eine furchtbare Szene machen, aber das mußte er auf sich nehmen. Es war jedenfalls besser, als wenn er zuließ, daß das Fräulein Lori sich das Leben nahm. Dann war gar nichts mehr gutzumachen. Nein — er mußte Lori forthelfen und allen Zorn seines Herrn auf sich nehmen.

Karl sah Lori mitleidig an.

»Ja, ich sehe es schon ein. Und wenn Herr Rommer mich morgenfrüh auch als seinen ärgsten Feind betrachten wird, weil ich Ihnen fortgeholfen habe — wie die Dinge liegen, muß ich es tun. Haben Sie ihm wirklich alles aufgeschrieben, daß er nicht in Sorge zu sein braucht?«

»Mein Wort darauf, Karl.«

»Gut, dann will ich Ihnen helfen. Warten Sie einige Minuten, ich sehe erst nach, ob der Weg frei ist. Dann werde ich Sie bis zur Station begleiten und Ihren Koffer tragen. Wenn ich ein Fuhrwerk

vorfahren lasse, würde das nicht unbemerkt bleiben. Also warten Sie bitte einige Minuten.«

Lori sank ziemlich kraftlos in einen Sessel und wartete. Endlich kam Karl zurück, ergriff Loris Koffer und winkte ihr, ihm zu folgen. Leise führte er Lori durch das Untergeschoß und die Küche, wo sich ein Nebenausgang befand. Den schloß er lautlos auf und von draußen wieder ab. Ohne jedes Geräusch gingen sie am Haus entlang nach dem Parkweg hinüber. Karl hatte auch zur Parkpforte den Schlüssel bei sich, weil er die Türen abends immer abzuschließen pflegte.

Nun waren sie außerhalb des Parkes und konnten sich ungestörter bewegen und auch miteinander sprechen. Beide vergaßen nie dies Wandern durch die Dunkelheit. Sie mußten sich ziemlich beeilen, um noch zurechtzukommen. Gerade hatten sie den Bahnhof erreicht, als auch schon der Lokalzug herankam. Karl hatte für Lori auf ihren Wunsch eine Fahrkarte zweiter Klasse nach Berlin gelöst. Der Stationsvorsteher begrüßte Lori artig. Da sie in Karls Begleitung war, fiel ihm nicht auf, daß sie zu Fuß gekommen war.

Karl wäre am liebsten noch mit bis zur Umsteigestation gefahren und hätte es auch getan, aber er wußte, daß er dann vor dem Morgen nicht zurückkehren konnte, und er wollte zeitig auf dem Posten sein, um seinem Herrn selber berichten zu können, was geschehen war. Es durfte durch Loris Verschwinden kein unliebsames Aufsehen erregt werden. Herr Rommer mußte zuerst davon hören, damit er eine passende Erklärung geben konnte.

So ließ Karl also die junge Dame allein fortfahren, nachdem er ihr herzlich alles Gute gewünscht hatte. Lori reichte ihm zum Abschied die Hand.

»Achten Sie auf Ihren Herrn, Karl, lieber guter Karl, er wird eines Menschen bedürfen, der ihm zur Seite steht. Und bestellen Sie ihm noch einmal die herzlichsten Grüße, er darf nicht verzagen.«

Karl winkte Lori zu. Noch einmal sah er in ihr liebes, blasses Gesicht, und dann sank sie weinend in die Polster zurück.

Karl stand regungslos, bis der Zug nicht mehr zu sehen war. Und nun überkam ihn plötzlich die Unruhe, ob er auch recht getan

hatte. Als er wieder nach Lindenhof zurückschritt, fragte er sich auch, ob er seinem Herrn nicht gleich noch Bescheid geben sollte von Loris Flucht, aber er sagte sich dann doch, daß dieser Ruhe brauche und morgen früh noch zeitig genug erfuhr, was geschehen war.

Unbeachtet kam er wieder ins Haus und suchte seufzend sein Lager auf.

Lori aber fuhr, mit ihrem Schmerz allein, in die Nacht hinaus. An der Umsteigestation erreichte sie den letzten D-Zug und hatte auch hier das Glück, ein Abteil für sich allein zu haben. So konnte sie sich ungehindert ihrem Schmerz hingeben.

In Berlin angekommen, fuhr sie erst einmal zu einem Hotel. Es war zu spät, noch die Pension aufzusuchen, in der Frau Sund gewohnt hatte. Hier war sie nicht unbekannt und hoffte, wenigstens für die ersten Tage Aufnahme zu finden. So glaubte sie, alles klug und umsichtig geordnet zu haben. Aber alles Tun und Denken der Menschen ist von ihrem Schicksal bestimmt und besser geordnet. Das Schicksal war es, das sie anderntags in jene Pension führte, und es wartete schon hier auf sie, um sie den Weg zu führen, den sie gehen mußte, um ihre Bestimmung zu erfüllen.

Sie fand freundliche Aufnahme in der Pension und bezog ein nettes kleines Zimmer.

* *
*

Wie gewöhnlich brachte Karl am andern Morgen seinem Herrn das Frühstück, das er allein einzunehmen pflegte, auf sein Zimmer. Heinz hatte aber in dieser Nacht kein Auge geschlossen, Karl hätte ihm also seine Botschaft schon am Abend vorher bringen können. Er sah es dem Herrn auch an, daß er wenig oder gar nicht geschlafen hatte. Er wartete, bis sein Herr etwas zu sich genommen hatte, eine Tasse starken Kaffee und ein Weißbrötchen. Auch ein Ei ließ er ihn erst auslöffeln. Dann legte er den Brief vor ihn hin, den er heute morgen aus Loris verlassenem Zimmer geholt hatte.

»Vom gnädigen Fräulein, Herr Rommer.«

Heinz stutzte, sah erst fragend mit seinem blassen Gesicht zu

Karl empor und blickte dann nach dem Briefe, nach dem er seine bebende Hand ausstreckte.

»Wie kommst du zu dem Brief, Karl?«

»Das will ich Ihnen sagen, ehe Sie den Brief lesen. Das gnädige Fräulein hat ihn für Sie zurückgelassen, sie ist fort!«

Mit einem halb erstickten Ausruf sprang Heinz von seinem Sessel empor und faßte den Diener bei den Schultern. »Fort? Lori fort! Mensch — sage, daß dies nicht wahr ist!«

»Doch, Herr Rommer, sie ist gestern Abend mit dem letzten Zug abgereist — ich habe sie zur Bahn gebracht.«

Heinz war leichenblaß und schüttelte Karl bei den Schultern.

»Das hast du getan? Du hast sie fortgelassen, ohne mich zu rufen? Wie konntest du mir das antun?«

»Ich hätte sonst zulassen müssen, daß Ihnen Ärgeres angetan wurde — sie drohte mir, sich das Leben zu nehmen, wenn ich ihr nicht forthelfen würde. Ich hatte mich ahnungsvoll vor ihre Tür gestellt, weil ich ahnte, daß sie etwas vorhatte. Ich wollte sie zurückhalten. Da machte sie mir klar, daß sie gehen müsse und daß sie sich das Leben nehmen würde, wenn ich ihr nicht forthelfe.«

Wie betäubt sank Heinz in seinen Sessel zurück und barg stöhnend das Gesicht in den Händen.

»Bleibt mir denn gar nichts erspart?« stieß er heiser hervor.

Karl sah mit feuchten Augen auf ihn herab.

»Bitte, nun lesen Sie erst ihren Brief — und — ich soll Ihnen noch die herzlichsten Grüße bestellen. Fräulein Lori hat Ihnen mitgeteilt, wohin sie gehen wird. Ich habe ihr eine Fahrkarte bis Berlin lösen müssen.«

Heinz war fassungslos in seinen Sessel zurückgefallen und starrte verzweifelt vor sich hin.

»Geh — laß mich allein!«

»Sagen Sie mir bitte nur, daß Sie mir nicht zürnen. Sie drohte mir so ernsthaft, sich ein Leid anzutun, wenn ich ihr nicht forthelfe. Das konnte ich doch nicht auch noch über Sie kommen lassen.«

»Nein, nein — geh nur — du hast schon das Rechte getan. Aber jetzt laß mich allein!«

Die letzten Worte waren ein gequälter Schrei.

Karl verließ das Zimmer, er wußte, daß er jetzt verschwinden mußte und daß sein Herr seinen Anblick nicht ertrug.

Mit bebenden Händen öffnete Heinz den Brief und entfaltete ihn. Seine Augen brannten auf die Worte nieder, die Lori ihm geschrieben hatte:

»Mein geliebter Heinz! Ich muß Dir wehetun, muß von Dir gehen, aber es bleibt mir kein anderer Ausweg.

Ich fürchte, Du würdest Dich, um mich zu halten, selbst von Lindenhof verbannen, da wir doch einmal nicht zusammensein dürfen. Und Du darfst nicht fort, Lindenhof braucht den Herrn. Und ich würde keine Ruhe und keinen Frieden finden, wüßte ich, daß ich Dich vertrieben habe. Sorg Dich nicht um mich, ich werde mein Leben auch fern von Dir ertragen, eins wird mich über alles Schwere hinwegtragen — meine Liebe und das Bewußtsein, von Dir geliebt zu werden. Daran wollen wir uns aufzurichten versuchen, mein lieber Heinz, es wird uns Kraft geben, unser Schicksal zu tragen. Mache Dir keine Vorwürfe, daß Du mich in Deiner Nähe geduldet hast, so daß ich Dich lieben lernte. Nicht um alle Schätze der Welt gäbe ich dies mit Dir verlebte Jahr her, in dem ich täglich Deine große Güte und Liebe fühlte. Erst jetzt bin ich mir klar geworden, welcher Art meine Gefühle für Dich sind — ich wurde mir vorher nicht bewußt, was mich zu Dir zog. Glaube mir aber, für die eine glückselige Minute in Deinen Armen gäbe ich willig mein ganzes Leben hin. Ich danke Dir, daß Du sie mich erleben ließest, ehe ich erfahren mußte, was uns trennte. Diese Minute des Glücks wiegt ein ganzes Leben auf und wird das meine mit Sonne füllen.

Ich weiß nun aber, daß Du verzweifelt sein wirst, daß ich von Lindenhof geflohen bin. Das aber mußte sein, geliebter Heinz, ich hätte nicht noch einmal in Dein liebes Gesicht sehen dürfen, ohne schwach zu werden. Danach wäre mir vielleicht die Kraft verlorengegangen, Dich aufzugeben, ich hätte mich vielleicht verschanzt hinter dem Vorwand, daß wir ja beide nichts für unsere Liebe können, und daß Du unschuldig bist am Tode meiner Eltern, wenn es auch anders aussehen könnte. Wir hätten uns dann doch vielleicht angehört — hätten uns aber im stillen immer Vorwürfe darüber gemacht — und das hätte unser Glück für immer getrübt.

Wenn wir jetzt auch scheiden müssen — wir wissen doch, daß wir uns lieben und schuldlos sind, nicht wahr, mein geIiebter Heinz, das ist doch auch ein Göttergeschenk.

Du wirst mir nicht folgen, mich nicht von neuem in schwere Kämpfe stürzen, und ich werde Dir vertrauensvoll immer mitteilen, wo ich mich befinde und wie es mir geht, damit Du Dich nicht um mich sorgen mußt. Ich verlange aber von Deiner Liebe, daß Du mir fernbleibst und meine schwer errungene Ruhe nicht störst. Laß mich jetzt draußen in der Welt, wo ich arbeiten und kämpfen will. Das wird mir wohltun. Denn Du wirst auch begreifen, daß ich jetzt nichts mehr von Dir annehmen darf an irdischen Gütern. Ich danke Dir heiß und innig für alles, was Du an mir getan, nun muß das aber genug sein. Denke daran, daß Du mir nur eins schuldig bist — daß Du Dein Schicksal mutig trägst und nicht verzweifeln wirst. Ich gebe Dir mein Wort: stirbst Du, so sterbe ich mit. Aber zu einem so schwächlichen Ausweg wollen wir nicht greifen, nicht wahr? Es ist mir ein so beglückendes Gefühl, daß ich meine Liebe einem starken, aufrechten Manne schenken konnte, nimm mir das nie, mein Heinz. Daß wir uns nicht angehören können, ist unabwendbar, aber wir dürfen uns lieben, diese Liebe hat uns Gott selbst ins Herz gelegt, und für Dich soll diese Liebe ein Zeichen vom Himmel sein, daß Du aller Schuld ledig bist, wenn Du je schuldig wurdest. Laß uns dem Himmel unser Geschick in die Hände legen, er wird alles gut machen. Du wirst am besten Frau Sund alles offen sagen, was geschehen ist, sie wird Verständnis dafür haben. Behalte sie bei Dir, daß Du nicht ganz allein bist und Dich mit jemand aussprechen kannst.

Meine Liebe wird immer bei Dir sein.

Und nun will ich Dir sagen, welche Pläne ich für die Zukunft habe. Gottlob besitze ich mein Bankkonto, das mich vor schlimmen Sorgen schützt. Ich werde mir eine Stellung oder sonst einen Pflichtenkreis suchen, wo ich meine Kräfte betätigen kann. Zuerst fahre ich nach Berlin und miete mich in der Pension ein, wo Frau Sund gewohnt hat. Dorthin laß bitte alle meine Sachen schicken. Betty kann sie für mich packen, sie weiß Bescheid, und soviel Zeit wird sie wohl erübrigen können in ihrem jungen Hausstand. Ich werde Dich immer auf dem laufenden halten, wo ich weile, und es würde mich sehr trösten, würdest Du mir

mitteilen, daß Du ruhig und gefaßt bist. Wir können uns auch zuweilen Nachricht voneinander geben. Dürfen wir uns auch nie angehören, so werden wir doch voneinander hören dürfen. Wir wollen beide in der Arbeit Trost und Ruhe suchen und hoffentlich auch finden.

Und nun muß ich für heute aufhören, ich will zur Station, um den letzten Zug zu erreichen. Leb wohl, mein geliebter Heinz! Gott sei mit Dir und gebe Dir Kraft, damit Du Dein Geschick tragen kannst. Das wird auch mir Kraft geben. Leb wohl! Deine — trotz allem Deine Lori.«

Als Heinz diesen Brief gelesen hatte, barg er den Kopf in den Händen und lag lange regungslos, wie verstört. Es dauerte lange, bis er sich so weit fassen konnte, daß er Lori auf diesen Brief antworten konnte. Dann schrieb er:

»Meine Lori — mein geliebtes Herz! Ahnst Du, wie unglücklich ich bin, daß ich Dich nicht wenigstens beschützen und behüten kann? Ich habe Deinen Brief gelesen und sehe aus jedem Wort, daß Du recht hast. Aber das mindert meine Schmerzen nicht. Du verbietest mir, zu Dir zu kommen, und ich weiß auch, daß ich Deine mühsam errungene Ruhe nicht stören darf, aber wie schwer mir das wird, begreifst Du kaum. Willst Du mir nicht wenigstens gestatten, weiterhin für Dich zu sorgen? Soll ich Dir Frau Sund schicken, damit sie Dich unter ihren Schutz nimmt? Ihr könntet beide sorglos und ruhig zusammenleben, und ich wüßte Dich doch nicht allein. Geliebtes Kind — laß mich doch weiter gutmachen an Dir! Weißt Du nicht, daß ich angstvoll und verzweifelt bin, weil ich Dich nicht in Ruhe und Sicherheit weiß?

Ich danke Dir heiß und innig für jedes Deiner guten, liebevollen Worte. Daß Du Dich trotz allem Deiner Liebe freust, ich kann es verstehen, denn in all meinem Jammer möchte ich zuweilen aufjauchzen vor Glück darüber, daß Du mich liebst. Aber ich darf nicht daran denken, welch ein wundervolles Glück mir verlorengegangen ist. Könntest Du mein eigen sein — alles andere wollte ich dafür hingeben. Aber kein Opfer kann Dich mir erkaufen — ich wurde hart gestraft für eine Unvorsichtigkeit, die ich noch heute nicht begreifen kann. Liebes — darf ich Dein Leben nicht wenigstens sorglos gestalten? So gern würde ich es tun.

Heißen Dank, daß Du mir wenigstens immer Nachricht geben

willst. Versprich mir, daß Du mich rufen wirst, wenn Du irgendeiner Hilfe bedarfst. Dies Versprechen wenigstens mußt Du mir geben. Ich bin im Geiste immer bei Dir und folge jedem Deiner Schritte. Gott behüte Dich! Deinetwegen will ich tragen, was mir beschieden ist, und Trost in meiner Arbeit suchen. Laß bald von Dir hören! Dein in Angst und Sorge harrender Heinz.«

Diesen Brief sandte er durch Eilboten an Lori ab, und dann begab er sich zu Frau Sund, der er offen alles beichtete, was geschehen war. Sie war sehr ergriffen, suchte ihn zu trösten und erklärte sich gern bereit, zu Lori zu reisen und sie zu bewegen, sich wenigstens unter ihren Schutz zu begeben.

Heinz dankte ihr.

»Ich würde Sie gern bei mir behalten, verehrte Frau Sund, aber wichtiger wäre mir, wenn Lori Ihren Schutz genießen würde. Immerhin müssen Sie erst Loris Nachricht abwarten. Ich hoffe, sie wird sich dazu bewegen lassen, unter Ihrem Schutz zu leben.«

* *
*

Lori wurde gleich am ersten Tag in der Pension mit einer Dame bekannt, die auf kurze Zeit Aufnahme in demselben Haus genommen hatte. Es war die Frau eines Argentiniers, Deutsche von Geburt. Sie war herübergekommen, um den Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter zu ordnen. Sie hatte von der Pensionsinhaberin gehört, daß Lori eine Stellung oder eine Arbeit suche, und bat sie, wenn sie freie Zeit habe, ihr bei der Nachlaßordnung behilflich zu sein, damit sie bald wieder nach Hause zurückkehren könne, denn sie besaß zwei Kinder, zwei Mädchen im Alter von sieben und neun Jahren, die sie in der Obhut ihres Mannes zurückgelassen hatte.

»Mein Mann hat den ganzen Tag auf den Feldern zu tun, wir haben eine große Farm, sehr viel Vieh und eine Menge Dienstboten. Da kann ich nicht lange fortbleiben.«

So sagte Helen Matora.

Lori war gleich bereit, zu helfen. Ihr konnte alles, was sie von ihrem Schmerz ablenkte, nur lieb sein. Es handelte sich um eine ziemlich bedeutende Erbschaft, die Helen Matora von ihrer

deutschen Mutter hinterlassen worden war, und da ihr Mann nicht abkommen konnte, mußte sie mit Hilfe des Notars ihrer Mutter alles in Ordnung bringen. Lori mußte der Dame viele Gänge und Schreibereien abnehmen und tat es sehr gern. Die beiden Damen fanden Gefallen aneinander und kamen sich schnell sehr nahe. Dabei erfuhr Lori, daß Frau Matora gern eine deutsche Erzieherin für ihre Kinder mit hinübernehmen wollte.

»Wissen Sie, liebes Fräulein Roda, meine Kinder brauchen ja keine große Bildung zu haben. Mädchen in ihren Verhältnissen brauchen nur zu wissen, was zu einer leidlichen Bildung und zur gesellschaftlichen Schulung gehört. Sprachunterricht im Französischen und Englischen wäre allerdings nötig. Was meinen Sie, ob ich hier eine passende junge Dame finden würde, die mit nach Argentinien gehen würde? Ich verfüge über gute Empfehlungen, bin, wie Sie wissen, hier beim Notar bekannt und habe auch noch einige alte Freunde hier. Also, Sorge brauchte die junge Dame nicht zu haben. Am liebsten würde ich Sie mitnehmen, Fräulein Roda, aber Sie haben wohl keine Lust, mit mir zu gehen?«

Lori hatte voll Interesse zugehört und schon gedacht, daß sie am liebsten diese Stellung selbst annehmen würde. So bedachte sie sich nicht lange und sagte:

»Ich hätte große Lust und möchte gern ins Ausland. Auch könnte ich Ihnen mit Empfehlungen dienen. Die nötigen Kenntnisse besitze ich wohl, und ich habe Vertrauen zu Ihnen. Es hält mich hier nichts fest, ich stehe ganz allein und bin darauf angewiesen, mir eine Lebensstellung zu gründen.«

So wurden die beiden Damen schnell einig.

Inzwischen hatte Lori den Brief von Heinz bekommen. Als sie ihn unter Tränen gelesen hatte, sagte sie sich: »Je weiter ich von ihm fortkomme, um so besser ist es für uns beide.«

Sie wartete mit der Beantwortung dieses Briefes, bis der Tag der Abreise mit Frau Matora herangekommen war. Inzwischen waren ihre Koffer von Lindenhof eingetroffen. Heinz hatte sie gleich abschicken lassen, damit Lori nicht in Verlegenheit kommen sollte.

Nun schrieb sie am Tage vor der Abreise:

»Mein lieber, teurer Heinz! Es ist sehr lieb von Dir, was Du mir geschrieben hast, aber ich brauche Arbeit, Pflichten — und eine weite Entfernung zwischen uns, die mich hindert, meinem sehnsüchtigen Herzen zu folgen.

Und das Schicksal hat mir alles gegeben. Ich habe hier im Hause eine Dame aus Argentinien kennengelernt, eine Deutsche von Geburt, die hier herübergekommen ist, um die Erbschaft ihrer Mutter anzutreten. Ich konnte ihr dabei behilflich sein, wir lernten uns näher kennen und sind einander sehr sympathisch. Frau Helen Matora fragte mich dann, ob ich mit ihr kommen wolle, um die Erziehung ihrer beiden kleinen Töchter von sieben und neun Jahren zu übernehmen. Da alle Auskünfte vorzüglich, ganz einwandfrei und von der Behörde bestätigt sind, nahm ich an. Sei versichert, daß ich mich ganz genau erkundigt habe. Es ist eine gute erste Familie. Matoras besitzen eine große Farm unweit einer argentinischen Provinzstadt. Frau Matora ist eine feine, liebenswürdige Frau, mit der ich mich schon sehr gut verstehe. Du wirst begreifen, daß ich eingewilligt habe. Ich lege Dir alle Referenzen bei, um Dich zu beruhigen. Es ist alles in bester Ordnung. Morgen reisen wir schon nach Hamburg, und ich bin sehr froh, so bald etwas mir Zusagendes gefunden zu haben. Du wirst regelmäßig Nachricht von mir bekommen. Und brauche ich Hilfe, rufe ich Dich, das verspreche ich Dir. Bitte, sorg Dich nicht um mich — mache aber auch mir keine Sorge. Wir wollen beide stark und mutig das Unabänderliche tragen, nicht wahr, mein lieber Heinz? Für heute kann ich nicht ausführlicher sein, denn wir sind mitten in Reisevorbereitungen. Eher wollte ich Dir nicht schreiben, damit Du mir nicht abraten kannst. Bitte, schicke mir Deine vormundschaftliche Erlaubnis nach Hamburg, Hotel Atlantic. Vielleicht brauche ich sie noch. Ich sende Dir meines Herzens innigste Grüße und sage Dir noch einmal Lebewohl. Deine Lori.«

Aufatmend legte Lori die Feder nieder, machte den Brief postfertig und brachte ihn selbst zur Post.

Dann traf sie ihre letzten Reisevorbereitungen und dankte Gott, daß sie eine so günstige Anstellung bekommen hatte. Wie sehr sie Gott dafür zu Dank verpflichtet war, ahnte sie nicht einmal, sonst wäre sie wohl freudigeren Herzens mit Frau Matora abgereist, die sehr zufrieden und glücklich war, eine so angenehme

Reisebegleiterin zu haben.

In Hamburg erhielt dann Lori den erwünschten Brief von Heinz mit seinen besten Wünschen.

Dazu schrieb er:

»Meine Lori! Nun ist mein Herz noch schwerer um Dich. So weit willst Du fort, auf der Flucht vor Deinem sehnsuchtsvollen Herzen? Und ich darf nichts tun, um Dich zu halten. Die Referenzen sind ja wirklich einwandfrei, und ein telefonisches Gespräch mit dem Notar der Frau Matora hat mich weiter beruhigt. Also muß ich Dich ziehen lassen, denn auch der gewissenhafteste Vormund könnte nichts gegen diese Stellung einzuwenden haben. Frau Sund hätte Dich so gern unter ihren Schutz genommen, alles hätte sich einfacher für Dich einrichten lassen. Aber ich verstehe auch, daß Du Arbeit und Pflichten haben willst, und hoffe, daß Dich die vielen neuen Eindrücke wohltätig von Deinem Schmerz ablenken. Meine sorgenvolle Liebe geht mit Dir — bitte, laß mich nie lange auf Nachricht warten. Das Warten auf Deinen letzten Brief war eine Marter für mich. Ich zähle die Stunden, da ich wieder Nachricht von Dir bekomme. Immer Dein Heinz.«

Lori drückte das Schreiben ans Herz, und die Tränen liefen schon wieder. Dabei überraschte sie Frau Matora.

»O Lori — Sie haben doch Trennungsschmerz? Lassen Sie etwas Liebes in Deutschland zurück?«

Die beiden Damen hatten beschlossen, sich beim Vornamen zu nennen, denn Helen Matora meinte, sie brauche sehr nötig eine Freundin.

Lori sah Frau Matora mit weinenden Augen an. »Das Liebste, was es auf der Welt für mich gibt.«

»Wird Sie das nicht früher oder später in die Heimat zurückziehen?«

»Nein — ich muß fliehen, soweit es geht — es gibt keine Möglichkeit, die uns wieder zusammenführt.«

Helen Matora streichelte mitleidig über ihren Arm. »So jung — und schon fertig mit dem Leben?«

»O nein, ich will nicht verzagen und mir mein Leben aufbauen, so gut es geht. Nicht alle Blütenträume reifen, aber das Leben ist dennoch nicht wertlos für mich.«

»Sie werden sich bei uns wohlfühlen, Lori, dafür werde ich sorgen. Wir haben eine schöne weite und freie Heimat, sind auch nicht zu fern von den Freuden der Kultur und haben viel Gäste. Sie werden sich schon eingewöhnen und, da Sie tapfer sind, auch zufrieden werden.«

»Ich bin schon zufrieden, da ich Sie gefunden habe, Helen, das ist so viel für mich. Ich werde Ihnen immer dankbar sein und Ihnen durch treue Pflichterfüllung danken.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Am nächsten Vormittag gingen die beiden Damen an Bord des großen Dampfers, eines der besten dieser Linie. Sie fanden alle Behaglichkeit, die eine weite Seereise nicht nur erträglich, sondern auch angenehm macht. Vor der Abreise hatte Lori noch einmal an Heinz geschrieben in ihrer lieben tapferen Art, die ihm Mut geben sollte, das Leben ohne sie zu ertragen. Wie notwendig hätte sie selbst einer solchen Aufmunterung bedurft!

Aber die Seereise übte eine sehr wohltätige Wirkung auf sie aus. Helen Matoras heitere Art, die vielen neuen Eindrücke und ringsum die weite See, dies alles lenkte sie wohltätig ab von ihren Schmerzen. Sie gehörte zu den Frauen, die sich nicht unterkriegen lassen durch ein schweres Ceschick, sondern sie kämpfte sich tapfer durch und suchte und fand Trost im Bewußtsein, lieben zu dürfen und geliebt zu werden. Wieviel schwerer würde das Leben für sie geworden sein, wenn sie ihre Liebe hätte aus dem Herzen reißen müssen.

Sie und die etwa am Ende der Dreißig stehende Frau Matora, die auch eine sehr schöne Frau war, fanden viel Bewunderer unter den männlichen Fahrgästen, aber die beiden Damen legten wenig Wert darauf. Helen Matora liebte ihren Gatten viel zu sehr, um an solchen Bewunderern Geschmack zu finden, und Lori war völlig durch ihre Liebe gefeit. Wenn sie zuweilen eine müßige Stunde hatte, schrieb sie alles, was sie für interessant hielt, nieder. Diese Blätter wollte sie, sobald Post abging, an Heinz senden. Er sollte soviel als möglich Nachricht von ihr bekommen, damit er immer, wie sie versprochen hatte, auf dem Laufenden blieb. So war sie doch wenigstens brieflich immer mit ihm in Verbindung, denn sie hoffte, auch von ihm alles zu hören, was in Lindenhof geschah. Es interessierte sie doch alles, und sie hoffte, aus seinen Briefen zu

sehen, daß er sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte.

Daß sie sehr lange warten, mußte, ehe sie Nachricht von Heinz bekam, wußte sie. Um so mehr freute sie sich, daß sie in Buenos Aires an Bord des Dampfers ein Telegramm von ihm bekam. Es lautete: »Mein Herz ist bei Dir, Gott nehme Dich in seine Hut!«

Da wurde noch einmal alles in ihr aufgewühlt, aber sie kämpfte tapfer um Fassung und gab ein Gegentelegramm auf: »Buenos Aires gut angekommen — Brief folgt. Lori.«

Ihre brieflichen Aufzeichnungen für ihn wurden sofort zur Post gegeben, ehe sie mit Helen Matora weiterfuhr. Buenos Aires machte ihr einen sehr originellen Eindruck mit seinen langen, geraden Straßen, den viereckigen Häuserblocks und den überladenen Fassaden. Diese zeigten ein verwirrendes Stilgemisch. Überall sah man die bunten schreienden Plakate der Kinos, die das Leben der Argentinier zu beherrschen schienen. Helen Matora berichtete, daß nur wenig Theater vorhanden seien. Das Wochenende verlebten die Bewohner von Buenos Aires auf Tigre an der Mündung des La Plata. Der Strom machte den Eindruck, als wenn in seiner Flut riesige Mengen von Erbssuppe herangeschwemmt würden.

Von der offenen See war in Buenos Aires nichts zu sehen, nur der Strom.

Die Damen blieben eine Nacht im Hotel in Buenos Aires, aber an Schlaf war wenig zu denken. Die Bewohner dieser Stadt schienen nur in der Nacht zu leben. Es war ein Lärm auf den Straßen wie in anderen Städten am Tage. Die Damen wohnten in dem erstklassigen Gloria-Palast-Hotel, fanden aber keine Ruhe. Nach ihrer Ankunft machten sie eine Rundfahrt, Frau Matora wollte Lori die Stadt zeigen. Ein unbeschreiblicher Luxus schien zu herrschen. Das Hauptpostamt, wo Lori ihre Post aufgab, war vorbildlich und großartig. Die Prunkstraße Florida führte durch eine lange Reihe von Palästen. Die Nahrungsmittel, die überall ausgeboten wurden, waren so billig, daß Lori staunte.

Am La Plata lag ein Schiff so dicht neben dem andern in Docks, daß man hier kaum den Fluß sehen konnte. Aller Luxus war aber in dieser Stadt besonders teuer, und es wurden Unsummen dafür ausgegeben. Die Floridastraße lag nur durch zwei Querstraßen vom Strom getrennt. Der lebhafte Verkehr zog sich bis dahin.

Unterwegs hatte Lori bemerkt, daß ein Junge von etwa acht Jahren sich sehr umgezogen benahm gegen seinen Begleiter, der dem Alter nach sein Großvater sein konnte. Sie sagte zu Helen Matora:

»Der Junge hätte Prügel verdient, ich begreife nicht, daß der alte Herr ihn nicht durchbläut.«

Da lachte ihre Begleiterin.

»Das würde ihm sehr schlecht bekommen, und der Knirps wahrscheinlich einen Polizisten zum Schutz anrufen. Es ist hier nicht gestattet, Kinder zu schlagen. Wenn man sie nicht auf andere Art erziehen kann, steht es schlimm. Zum Glück sind die Kinder meist gutartig und erziehen sich selber. Sie werden auch niemals meine Kinder schlagen dürfen, Lori, aber das wird auch nie nötig sein.«

»Gott verhüte, daß ich dies Erziehungsmittel anwenden müßte. Ich bin selber nicht dafür, Kinder zu schlagen. Aber wenn so ein Knirps so bösartig ist wie dieser hier, müßte er unbedingt Prügel haben.«

Am nächsten Morgen fuhren die beiden Damen mit der Bahn weiter. Sie hatten noch eine Bahnfahrt von etwa dreißig Stunden vor sich.

Obwohl diese Eisenbahnwagen alle möglichen Bequemlichkeiten boten, einem Übel konnten sie nicht beikommen. Das waren die unglaublichen Staubwolken, die durch die schnelle Fahrt von der trockenen Erde emporgewirbelt wurden. Die beiden Damen halfen sich so gut sie konnten durch Einatmen von Kölnischem Wasser und anderen Essenzen.

Rechts und links vom Schienenstrang schien eine Einöde zu liegen, nur ganz in der Ferne sah man einige Ranchos — so hießen die Farmen —, die weit voneinander entfernt lagen.

Aber auch diese Reise nahm ihr Ende. Und in der Stadt, die dem Rancho, der Herrn Matora gehörte, am nächsten lag, erwartete sie dieser mit seinem Auto.

Er war ein stattlicher Mann, und die Freude und Herzlichkeit, mit der er seine lang entbehrte Frau begrüßte, trieb Lori Tränen in die Augen. Wie glücklich waren diese beiden Menschen.

Señor Matora war spanischer Abkunft und hatte die ganze

ritterliche Art seiner Vorfahren geerbt. Er begrüßte Lori mit großer Artigkeit und hieß sie willkommen, als sei sie ein sehnlich erwarteter Gast und nicht eine Untergebene. Es genügten wenige Worte seiner Frau, um ihm klarzumachen, daß Lori als Erzieherin der beiden Kinder mitgekommen sei, um ihn zu veranlassen, sie als hoffentlich langbleibende Hausgenossin in Rahira — so nannte er seinen Rancho — willkommen zu heißen.

Lori fühlte sich sehr angenehm berührt durch seine vornehm liebenswürdige Art. Sie hatte von Helen Matora gehört, daß sie ihren Gatten auf einer Reise durch Spanien, die sie mit ihren Eltern unternommen hatte, kennengelernt hatte, und ihr blondes Haar hatte den Spanier so entzückt, daß er nicht mehr von ihrer Seite gewichen war, bis sie einwilligte, seine Frau zu werden und mit ihm nach Argentinien zu gehen. Ihr blonder, blauäugiger Typ hatte es ihm angetan.

Sie waren sehr glücklich verheiratet, und Señor Matora war ein sehr zärtlicher Vater, zumal seine Kinder das blonde Haar der Mutter geerbt hatten, dazu aber seine dunklen Augen.

Die stundenlange Fahrt im Auto war sehr angenehm und führte an schönen Weizen- und Maisfeldern vorüber, dann durch ein Stück Wald, das urwaldähnlich war, und schließlich an eingefriedigten Viehweiden vorbei. Der Rancho hatte eine unerhörte Ausdehnung. Es wurde nicht nur Ackerbau getrieben, sondern auch eine ausgedehnte Viehzucht. Die schönsten Pferde edelster Rasse wurden gezüchtet, aber auch große Rinderherden. Alles zeugte von aufmerksamer Bewirtschaftung und großem Reichtum.

Endlich sah man das Wohnhaus liegen, inmitten eines großen Gartens, der einige hübsche Gartenhäuschen aufwies. Und bei einem dieser Häuschen spielten die beiden Töchter, zwei reizende kleine Mädchen, die jetzt dem Auto mit lauten Freudenrufen entgegenstürmten.

Der Wagen mußte halten, die beiden Mädel, Sophia und Rosita, kletterten hinein und umhalsten jubelnd die Mutter, wobei sie Lori fast erdrückten.

Lachend machte sich die Mutter frei. »Ihr Wildlinge, habt doch Erbarmen mit Fräulein Lori, schaut sie euch an. Ich habe sie mitgebracht, damit ihr Französisch und Englisch mit ihr plaudern

könnt.«

Die beiden Mädel richteten sich empor und strichen ihre zerzausten blonden Haare zurück, die bei der Begrüßung aus der Form gekommen waren. Die beiden großen, dunklen Augenpaare sahen Lori aufmerksam an, und dann blickten sie einander an und nickten sich zu, als wollten sie sagen: »Die ist gut, die gefällt uns.«

»Kann sie auch Deutsch und Spanisch sprechen, Mutti?«

Es freute Lori, daß die Kinder das deutsche »Mutti« gebrauchten und in deutscher Sprache fragten.

»Deutsch kann ich auch sprechen, es ist meine Muttersprache, aber Spanisch nicht. Ich werde es aber hier lernen.«

Sophia, die ältere Tochter, bemerkte ruhig: »Ist nicht nötig, wir sprechen Deutsch mit dir, wie mit Mutti. Da verstehen wir uns schon. Du gefällst uns und kannst gern bleiben.«

Rosita, die Jüngere, nickte beifällig: »Es ist fein, daß du da bist, Mutti wird auch darüber froh sein.«

Diese fügte hinzu: »Ja, das bin ich auch, Lori soll mir eine Freundin sein.«

»Dann wird sie auch unsere Freundin. Aber nun ins Haus, Mutti, wir haben eine herrliche Girlande zur Begrüßung für dich angebracht, sie ist uns fein gelungen, ganz allein haben wir sie gemacht, angenagelt hat sie aber Pedro, weil Vater uns mit Hammer und Nägeln nicht auf die Leiter lassen wollte. Als ob wir das nicht auch hätten tun können.«

Der Wagen setzte sich nun wieder in Bewegung, Sophia und Rosita nahmen die beiden Klappsitze ein; sie saßen aber rittlings auf ihnen, um die Mutter und Lori im Auge behalten zu können. Kaum eine Minute später fuhr der Wagen vor dem schönen, geräumigen Wohnhaus vor.

Eine Anzahl farbiger Dienstboten, unter denen man auch einige weiße Gesichter sah, standen auf der breiten Treppe vor dem Hause und zeigten ihre Freude, daß die blonde Herrin wieder da war.

Schnell stieg man aus, und nun wurde Lori mit einem nochmaligen Willkommensgruß ins Haus geführt. Es war Teestunde, und alles stand schon bereit.

Aber die beiden Damen mußten unbedingt erst ein Bad nehmen, um sich buchstäblich vom Reisestaub zu befreien.

»Eilt euch aber — wir möchten Tee trinken«, mahnte Sophia, und Rosita nickte beistimmend zu.

Die Damen beeilten sich schon im eigenen Interesse, denn sie lechzten auch nach einer Tasse Tee. Lori wurden gleich zwei Zimmer angewiesen, die sehr geräumig und hübsch ausgestattet waren, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, in dem — was hier selten vorkam — bei schlechtem Wetter der Unterricht stattfinden sollte.

Schnell entnahm Lori, nachdem sie im anstoßenden Badezimmer sich erfrischt hatte, ihrem Handkoffer eine frische Bluse. Das Hauptgepäck würde erst später mit dem Lastauto nachkommen. Als sie fertig war, trommelte Sophia schon an ihre Tür: »Bist du noch nicht fertig, Fräulein Lori?«

Diese öffnete die Tür. »Doch, ich bin fertig.«

»So komm schnell, Mutti kommt auch eben. Sara hat frische Teekuchen gebacken und Toasts. Wir haben Hunger und Durst. Du auch?«

»Sehr!«

Die Kinder zogen Lori fort in ein großes, helles Speisezimmer. Es schien in diesem Hause alle Behaglichkeit vorhanden zu sein. Der Teetisch war nicht nur reizend mit einer Spitzendecke belegt, sondern auch mit feinem Porzellan und Silber gedeckt. Zwei Platten mit Kuchen und belegten Toasts standen auf einem herbeigerollten Teewagen. Ein schwarzer Diener servierte sehr kunstgerecht, und Lori überkam ein ganz heimatliches Gefühl. Sie ließ sich den Imbiß gut schmecken, denn die Damen waren wirklich hungrig und durstig nach der langen Fahrt.

Helen Matora berichtete nun ihrem Gatten das Wichtigste, und die Kinder nahmen Lori in Anspruch. So war Lori am Ziel ihrer Reise.

* *
*

In Lindenhof war es sehr still geworden nach Loris Abreise. Der Hausherr schien nur von einer Post auf die andere zu warten, und

wenn noch immer keine Nachricht von Lori kam, sah er sehr unglücklich aus und lief ruhelos hin und her. Er hatte ausgerechnet, wann Lori in Buenos Aires eintreffen würde, und ihr zur rechten Zeit das Telegramm geschickt. Und endlich traf auch das ihre ein, das sie in Buenos Aires aufgegeben hatte. Er atmete auf. Die Seereise hatte Lori wenigstens gut überstanden. Und die Verheißung: »Brief folgt!« erfüllte ihn mit neuer Hoffnung.

Aber für Heinz' Unruhe dauerte es natürlich sehr lange, bis dieser Brief eintraf. Dafür hatte er aber einen nie erhofften Umfang. Es war das kleine Reisetagebuch, das Lori für ihn geschrieben, und daraus sah er froh und gerührt, daß Lori seiner bei jeder Gelegenheit gedacht hatte. Alles interessierte ihn, weil es von Lori kam, jedes Wort trank er in sich hinein, und wieder und wieder las er alles durch. Ihm war, als höre er ihre weiche, volle Stimme, die alle diese Worte zu ihm sprach.

Nochmals hatte er bei Helen Matoras Notar in Berlin angeklingelt, um sich wieder beruhigende Auskunft zu holen. Das Herz tat ihm so weh, daß Lori sich immer weiter von ihm entfernte, und doch mußte auch er sich sagen, daß es so am besten war. Die große Entfernung schützte sie davor, daß sie sich im Übermaß ihrer Sehnsucht über alle Bedenken hinweggesetzt hätten.

Frau Sund tat alles mögliche, um Heinz zu zerstreuen und abzulenken, aber er ließ keine andere Ablenkung gelten, als daß sie mit ihm von Lori sprach. Alles, was Lori betraf, hatte große Bedeutung für ihn. Auch Karl tat alles, was er seinem Herrn von den Augen absehen konnte. Eines Tages brachte er Heinz ein kleines rotes Seidentuch, das Loris Eigentum gewesen und das er erst bei der großen Generalreinigung in einer vergessenen Schublade in ihrem Zimmer gefunden hatte. Dieses rote Tüchlein hatte Lori zuweilen um den Hals geschlungen, wenn sie abends noch ins Freie ging. Karl legte es Heinz auf den Schreibtisch.

»Das hat das gnädige Fräulein nicht nachgesandt bekommen, Herr Rommer, vielleicht schicken Sie es einmal in einem Briefe nach.«

Aber Heinz konnte sich nicht davon trennen, er barg es auf seiner Brust und ließ es nicht von sich, als sei es ein Teil von ihr. Es entströmte ihm noch der schwache Lavendelduft, das einzige

Parfüm, das Lori gebraucht hatte. Wie ein grüßender Hauch von ihr wehte es ihn an, wenn er es an seine Lippen drückte.

Endlich bekam er auch Nachricht von Lori, von ihrer Ankunft auf dem Rancho Rahira. Es war ihm ein Trost, daß Lori so gut aufgehoben war, daß die Menschen, bei denen sie sich befand, gut und freundlich zu ihr waren. Lori schilderte ihm das glückliche Ehepaar und die übermütigen, aber gutartigen Kinder. Selbst Kleinigkeiten beschrieb sie ihm ausführlich, da sie wußte, daß sie ihm damit etwas Tröstliches erwies. Selbstverständlich hatte Heinz viele liebe Briefe hinter ihr hergesandt, und endlich meldete sie ihm auch, daß sie schon zwei dieser Schreiben erhalten und sich von ganzem Herzen darüber gefreut habe, weil sie daraus ersah, daß er ruhiger und gefaßter geworden war.

So blieben sie ständig in reger Verbindung und ließen einander teilnehmen an allem, was sie erlebten und was um sie her geschah.

Nach und nach wurden sie beide etwas ruhiger, wenn auch die heiße Sehnsucht nach einander nicht erstarb. Beide schöpften Mut aus der Fassung des andern, und es war ihnen ein Trost, wenn sie merkten, daß Schmerz und Entsagung nicht mehr so unerträglich waren. Beide verschwiegen dem andern nur eins — wie sehr sie trotz allem litten. Das behielten sie für sich, um die Last des andern nicht noch größer zu machen.

So reihten sich nun auch in Lindenhof wieder die Tage in scheinbarer Ruhe aneinander. Heinz arbeitete mehr denn je. Und er half auch seinen Siedlern, die inzwischen auf seinem Grund und Boden angesiedelt waren, wie und wo er konnte, damit sie möglichst bald zu Erträgnissen ihrer Arbeit kamen. Den Kindern dieser Siedler brachte er immer etwas mit, was sie erfreuen konnte, und sie kamen ihm immer schon entgegen und jubelten ihm zu. Kinderhände sind bald gefüllt und strecken sich auch immer wieder aus, wenn man sie einmal gefüllt hat. Auch von den Siedlern berichtete Heinz an Lori wie von allem, was zu Lindenhof gehörte. Vergaß er einmal dies oder das zu berichten, dann fragte sie ihn danach.

Dieser Briefwechsel war ihnen beiden Lebensinhalt geworden, das wußten sie auch voneinander, und deshalb sparten sie beiderseitig nicht mit Mitteilungen. Frau Sund und Karl bestellten

immer besondere Grüße an Lori, wenn sie wußten, daß Heinz schrieb.

Absichtlich schrieb diese nicht selbst an Lori, denn sie hätte ihr doch nur dasselbe sagen können wie Heinz, und außerdem ihr vielleicht verraten können, wie schmal und blaß ihr geliebter Vormund geworden war, daß man ihn zum Essen zwingen müsse, und daß er düsterer aus den Augen blickte als je zuvor. Und das hätte Lori das Herz nur noch schwerer gemacht. So begnügte sie sich lieber nur mit Grüßen.

Der Sommer ging vorüber. Längst tat der damals verunglückte Knecht seine Arbeit wieder, und er ahnte nicht, daß sein Unfall der Anlaß gewesen war, daß das allgemein beliebte gnädige Fräulein ins Ausland gegangen war. Man wußte darüber nur, daß Lori zu einer Freundin nach Argentinien gereist war, in deren Haus sie jetzt lebte. Außer Frau Sund, Karl, Peter Lenz und seiner Frau ahnte niemand, was geschehen war.

Dieses Jahr war die Ernte weniger gut als im Vorjahr; aber Heinz konnte immerhin zufrieden sein, und er war es auch. Zur Obsternte wurde Heinz wieder stark an Lori erinnert, wenn das überhaupt nötig gewesen wäre. Wie gern hätte er ihr die schönsten und größten der Früchte zugesandt! Aber nicht einmal das war ihm vergönnt.

Im Inspektorhause war inzwischen ein Stammhalter eingezogen, und Karl saß manche Stunde an der Wiege seines Enkelchens. Auch das berichtete Heinz an Lori; deshalb war sie wirklich immer auf dem Laufenden, was natürlich ihrer Sehnsucht wieder neue Nahrung gab. Um keinen Preis hätte sie aber auf alle diese Nachrichten verzichtet.

So kam wieder das Weihnachtsfest, und diesmal wurde auch den Kindern aus der Siedlung mit beschert. Die Frau Sund richtete alles in Loris Sinn, so wollte es Heinz, und es fehlte an nichts, was Lori im Vorjahr eingeführt hatte. Aber als Heinz dann unter dem Tannenbaum stand, wurden ihm die Augen feucht, denn Lori hatte ihm einen neuen Sweater gestrickt, weil er ihr berichtete, daß er den vorjährigen fast täglich trug und sich nicht von ihm trennen mochte, obwohl er schon recht abgetragen sei. Nun lag ein neuer Sweater von ihr unter dem Tannenbaum, und er drückte ihn an seine feuchtschimmernden Augen. Frau Sund hatte das

Weihnachtspaket einige Tage verwahrt. Karl hatte es ihr gebracht, und sie waren sich einig, daß es eine Weihnachtsfrende für den Herrn werden sollte. Lori hatte auch für Karl und diese selbst kleine Geschenke gesandt.

Natürlich waren Weihnachtspakete an Lori abgegangen, um sie im fernen Lande an Weihnachten zu erinnern. Im übrigen schrieb Lori, daß auch auf dem Rancho Rahira Weihnachten gefeiert würde, weil Señora Matora Deutsche war, und die Kinder sich jedes Jahr auf das deutsche Christfest freuten. Nur eine Tanne gab es nicht, dafür wurde ein anderer Baum geschmückt.

Als Heinz an diesem Weihnachtsabend sein Lager aufsuchte, überfiel ihn von neuem der Jammer um sein zerstörtes Glück, und alles Leid wurde wieder in ihm lebendig. Was hatte er nur getan, daß er so schwer büßen mußte? Das fragte er sich auch heute wieder verzweifelt, und seine Sehnsucht nach Lori brannte schmerzhaft in seinem Herzen, das so einsam war.

* *
*

Lori befand sich nun schon seit Monaten in Rahira, und sie hatte sich so gut eingewöhnt, daß es ihr nur auf Lindenhof besser hätte gefallen können.

Alle waren lieb und freundlich zu Lori, und die Kinder hingen schon nach kurzer Zeit mit ganzem Herzen an ihr. Sie verstand es aber auch sehr gut, sich die jungen Herzen zu erschließen.

Helen Matora war sie eine sehr gute Freundin geworden, und diese fand sich nun etwas leichter damit ab, daß ihr Mann sie oft so lange allein lassen mußte. Denn Rahira hatte einen riesigen Umfang, und wenn der Herr des Rancho überall nach dem rechten sehen wollte, mußte er meilenweite Ritte oder Autofahrten unternehmen. Früher hatte Helen dann oft trübe Stunden gehabt, da die Kinder noch zu klein gewesen waren, um sich mit ihnen aussprechen zu können. Jetzt war Lori dafür da und verscheuchte Mißmut und Langeweile. Das rechnete ihr Señor Matora hoch an. Wenn Lori ab und zu abends musizierte, lauschte auch er sehr gern den deutschen Volksliedem, die sie mit so großer Innigkeit vortrug, wobei sie dann immer an Lindenhof dachte. Die Kinder hatten alle diese Lieder von ihr gelernt, und die schwarze und

weiße Dienerschaft summte diese Melodien bei der Arbeit vor sich hin. Wenn dann Lori die Augen schloß, konnte sie glauben, daß sie in Lindenhof weilte.

Da ihr Helen ihr ganzes Vertrauen entgegenbrachte, hatte Lori ihr mitgeteilt, was sie aus der Heimat vertrieben hatte, und die warmherzige Frau suchte sie nach Kräften zu trösten. Immerhin war es Lori ein leiser Trost, daß sie sich ihren Kummer hatte von der Seele reden können.

Langeweile kannte Lori nicht, sie gehörte nie zu den Menschen, die sich nicht mit sich selbst beschäftigen können und immer Anregung brauchen. Aber auch wenn sie in dieser Beziehung anspruchsvoller gewesen wäre, hätte sie zufrieden sein können. Es waren fast immer Gäste im Hause, meist nur vorübergehend, zuweilen auch für einige Wochen. Matoras waren hervorragend gastfreundlich und hießen jeden Gast herzlich willkommen. Natürlich hatten alle diese Gäste einen weiten Weg bis nach Rahira, das hatte sie aber nie gestört, weil sie gewiß sein konnten, einige schöne Stunden oder Tage auf Rahira zu verleben. Die neue deutsche Erzieherin war nun ein besonderer Reiz. Manche heißen Wünsche umgaben Lori, die Herren waren mehr oder minder von ihr entzückt und erwiesen ihr viele Huldigungen.

Lori nahm sie auf, wie sie früher solche Huldigungen aufgenommen hatte, bis zu ihrem Herzen drangen sie nicht. Das war und blieb ganz von Heinz Rommers Bild ausgefüllt.

Sehr oft wiederholte sich der Besuch eines Mr. Brown, der Pferdegeschäfte mit Señor Matora abzuschließen pflegte. Mr. Brown zog im ganzen Lande umher, um Pferde auf den Ranchos aufzukaufen und sie dann nach den großen Städten zu bringen, wo er seine Abnehmer hatte. Er verdiente damit viel Geld und schien in den besten Verhältnissen zu leben.

Mr. Brown mochte etwas über vierzig Jahre zählen. Als er Lori das erstemal sah, kam ein seltsames Flimmern in seine Augen, wie es Männer haben, die den Frauen zynisch und zugleich begehrlich gegenüberstehen. Sie wurde ihm einfach als »Fräulein Lori, unsere liebe Hausgenossin«, vorgestellt. Und daß sie Deutsche war, fand er selbst heraus, als er sie mit den Kindern sprechen hörte.

Lori fühlte sich irgendwie unangenehm berührt durch seine Art.

Er war kein unansehnlicher Mann; trotzdem hegte sie von Anfang an eine so starke Abneigung gegen ihn, daß es ihr unangenehm war, zu hören, er sei ein häufiger Gast in Rahira. Sie sprach das aber nicht aus. Als er aber mit Señor Matora nach dem Pferdekorral ritt, in dem die Pferde eingezäunt waren, die für den Verkauf bereitstanden, sagte Helen mit einem feinen Lächeln: »Sie mögen ihn auch nicht?«

Lori wandte erschrocken den Kopf zu ihr herum. »Wen meinen Sie, Helen?«

Diese zeigte auf die davonreitenden Männer. »Mr. Brown!«

Lori wurde verlegen. »Ich kenne ihn doch erst seit heute und darf mir kein Urteil anmaßen.«

»Männer wie er wirken immer abschreckend auf eine reine Frau. Ich mochte ihn auch vom ersten Sehen nicht. Aber er ist meinem Manne nötig, er macht viele gute Geschäfte für ihn, und geschäftlich muß man zuweilen auch mit Menschen umgehen, die einem nicht zusagen. Mein Mann mag ihn auch nicht sehr, aber Männer sind nicht so empfindsam in bezug auf Zu- und Abneigung. Wir müssen ihn zuweilen ertragen, denn er kommt leider viel zu oft.«

»Ich möchte mir nie ein Urteil über Ihre Gäste erlauben, Helen, aber ich kann nicht leugnen, daß mich ein warnendes Gefühl überkam, als er mir in die Augen sah. Sein Blick hatte fast etwas Beleidigendes.«

»So sieht er alle Frauen an, die ihm gefallen.«

»Dann wünsche ich, ihm sehr zu mißfallen. Im übrigen werde ich natürlich meine Abneigung zurückdrängen und sie ihn möglichst nicht merken lassen. Aber ich bin sehr froh, daß Sie über ihn einer Meinung mit mir sind.«

Helen legte den Arm um Loris Schulter und beugte sich lächelnd zu ihr.

»Wie fast in allem, Lori. Das ist das Schöne, daß ich mich fast immer mit Ihnen einig weiß.«

Jetzt stürmten aber die Kinder ins Zimmer.

»Fräulein Lori — wo bleibst du nur? Du wolltest doch in den Pavillon kommen und uns deutsche Märchen erzählen.«

Lori wandte sich ihnen zu.

»Gleich komme ich, ich will nur noch die Perlen holen, die ihr auffädeln sollt, während ich euch die Märchen erzähle. Es sind alle Farben durcheinandergekommen, und wir müssen sie nach Farbe und Form trennen.«

Es war Loris Grundsatz, die Kinder zu einem gewissen Pflichtgefühl zu erziehen. Immer mußten sie sich alles zu verdienen suchen. Und dabei wußte sich Lori mit den Eltern eins.

»Darf ich mich zu euch setzen und auch mit zuhören? Es arbeitet sich dabei so gut, und ich möchte meine Stickerei zu Vaters Geburtstag fertigmachen«, sagte die Mutter.

Sie war sich nicht gern allein überlassen, und Lori verstand so reizvoll diese deutschen Märchen zu erzählen.

Es wurde ihr natürlich begeistert erlaubt, mit in das Gartenhaus zu kommen. Lori holte die Perlen, die Mutter nahm ihre Stickerei, und dann gingen sie alle vier nach dem Gartenhaus. An jeder Ecke des Gartens stand ein solches. Es waren eigentlich nur achteckige Lauben, die mit blühenden Rankengewächsen umgeben waren und dadurch sehr hübsch aussahen. Sie erhoben sich auf glatten Steinsockeln, um zu verhüten, daß allerlei Viehzeug hineinkroch. Auch die Fußböden bestanden aus Steinplatten. Es war in der heißen Zeit angenehm kühl in diesen Gartenhäuschen. Die Damen hielten sich deshalb gern darin auf, und für die Kinder waren sie Lieblingsplätzchen. In einer dieser Lauben war auch ein Lautsprecher aufgestellt, denn diese Errungenschaft der Neuzeit fehlte nicht in Rahira. So war man immer über alle Neuigkeiten der ganzen Welt im Bilde, was gerade in so abgelegenen Gegenden sehr angenehm ist.

Heute nahmen die Damen und die Kinder aber in einem anderen Gartenhäuschen Platz, und während Helen fleißig an ihrer Stickerei arbeitete und Lori mit den Kindern eifrig die Glasperlen verlas, erzählte Lori deutsche Märchen, deren sie unzählige im Kopf hatte. Ihr schien es dabei selbst wie ein Märchen, daß sie hier im Innern von Argentinien inmitten dieses mit Tausenden von Blumen übersäten Gartens mit der blonden deutschen Mutter und den blonden Kindern zusammensaß — fern von dem Geliebten, der ihr ganzes Sein und Denken erfüllte.

Es war einmal . . . So begannen die meisten Märchen. Ja, es war einmal, daß auch sie ein herrliches Märchen erlebte drüben im

herrlichen Lindenhof, Seite an Seite mit dem Manne, dem ihre junge Seele schon so lange gehörte, ohne daß sie sich dessen bewußt geworden war. Wieder einmal brannte die Sehnsucht in ihrem Herzen.

»Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.«

So endeten die Märchen. Aber kaum war eines zu Ende, dann fragte Sophia: »Und nun erzählst du uns noch ein anderes, Fräulein Lori, nicht wahr?«

»Ein ebenso schönes!« bekräftigte Rosita.

Und Lori erzählte unermüdlich immer wieder ein neues Märchen.

So saßen sie noch, als die beiden Herren vom Pferdekorral zurückkamen und plötzlich vor dem Gartenhaus standen.

Mit einem spöttischen Lächeln sagte Mr. Brown: »Ah, hier werden deutsche Märchen erzählt?«

Lori sah ihn kühl an. »Woher wissen Sie, daß es deutsche Märchen sind, Mr. Brown?«

Seine Stirn rötete sich jäh, und seine Augen bekamen einen stechenden Blick, der Lori unangenehm war.

»Da Sie Deutsche sind und, wie ich von den Kindern hörte, Märchen erzählen, war das nicht schwer zu erraten.«

»Laßt euch nicht stören, Helen, wir haben noch Geschäfte zu verhandeln, wir sehen uns dann beim Tee«, sagte Señor Matora, der sehr wohl wußte, daß seine Frau Mr. Brown nicht leiden konnte. Soviel als möglich hielt er ihn von ihr fern.

Als die Herren dem Hause zugingen, sagte Brown, mit der Reitpeitsche durch die Luft schlagend: »Ein leckerer Bissen, dieses Fräulein Lori!«

Matora konnte in seinem ritterlichen Empfinden solch einen Ton über Frauen überhaupt nicht leiden. Er sah mit einem Stirnrunzeln im das zynische Gesicht seines Gastes.

»Mr. Brown, ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Fräulein Lori unter dem Schutz meines Hauses steht und ersuche Sie, in einem andern, achtungsvolleren Ton von ihr zu sprechen.«

Brown lachte häßlich. »Sie denken viel zu hoch von den Frauen, Señor, ich kenne sie von einer andern Seite.«

»Dann bedaure ich, daß Sie Frauen anderer Art kennengelemt

haben, und ich bitte Sie, die junge Dame, die in meinem Hause lebt, mit anderen Augen anzusehen — oder — besser keine Notiz von ihr zu nehmen. Wenn sie beleidigt wird, beleidigt man mich.«

Wieder schlug Brown durch die Luft.

»Well — lassen wir dies, es ist langweilig. Ich kann Ihnen sagen, Señor, die meisten Weiber haben den Teufel im Leibe.«

»Hier gibt es keine Weiber — nur Damen«, betonte Matora abwehrend und sehr energisch.

Und dann gab er dem Gespräch eine andere Wendung und besprach nur Geschäftliches mit ihm. Er hätte Brown gern seinen Damen und Kindern ferngehalten, aber die Gastfreundschaft geht in Argentinien über alles, und er nahm an, daß es nur dieser Rüge bedurft hätte, um Brown zu einem andern Ton zu veranlassen.

Beim Tee befleißigte Brown sich auch einer gewissen Zuvorkommenheit gegen die Damen, und die leise spöttische Ironie, die trotzdem durchklang, wurde von den Anwesenden nicht beachtet. Er versuchte dann mit den Kindern zu scherzen und verlangte von Rosita einen Kuß.

Diese sah ihn mit der stolzen Haltung einer spanischen Dame an und sagte: »Ich küsse keinen fremden Menschen.«

Er lachte laut auf.

»Das wird sich ändern, kleine Señorita, wenn du größer bist.«

»Dann will ich nie größer werden«, erwiderte Rosita.

Helen gab Lori einen heimlichen Wink, der von dieser nur zu gern beachtet wurde. Sie erhob sich und verließ mit den Kindern das Zimmer, um in das Gartenhaus zurückzukehren, wo jetzt eine französische Stunde gehalten werden sollte.

Helen blieb, wenn auch ungern, noch eine Weile sitzen, bis die Herren wieder in das Arbeitszimmer des Hausherrn zurückkehrten.

Das alles geschah am ersten Tag der Bekanntschaft zwischen Brown und Lori. Und sie spürte, daß dieser Mensch ein Gefühl in ihr auslöste, als sträube sich jedes Haar an ihr gegen ihn.

Zum Glück verkehrten nicht nur solch unsympathische Menschen in Rahira, und immerhin war Brown nur etwa jedes Vierteljahr einmal anwesend, aber leider immer auf einige Tage. Und unablässig verfolgte er dann Lori mit seinen flimmernden, begehrlichen Blicken, wenn er sich auch immer einer Höflichkeit

befleißigte, der allerdings stets ein etwas spöttischer Ton untergelegt war.

Jedenfalls mußte Mr. Brown sehr schlechte Erfahrungen mit den Frauen gemacht haben.

Lori war nur froh, daß Heinz nie die Blicke dieses Menschen sehen konnte; sie meinte, dieser würde ihn energisch zurechtgewiesen haben.

Alle atmeten auf, als Brown wieder abreiste, auch die Kinder, die ihm geradezu feindlich gegenüberstanden. Ihr reines Gefühl sträubte sich gegen diesen Mann. Sie spürten die Unsauberkeit, die von ihm ausging.

Inzwischen war Brown nun schon einigemal wieder dagewesen, und immer bestand derselbe Ton zwischen ihm und den Damen.

Um die Weihnachtszeit hatte wirklich alles im Hause einen ganz deutschen Anstrich. Es gab auch hier allerlei Heimlichkeiten, allerlei festliche Vorbereitungen. Die Kinder durften selbst helfen, Marzipan zu bereiten, das sie sehr gern mochten, und Lori lehrte sie noch viele poetische Weihnachtsbräuche, die ihre Mutter fast vergessen hatte. Durch Lori wurde das alles wieder aufgefrischt.

Aber es war doch nicht das Weihnachtsfest, wie sie es in Lindenhof erlebt hatte, und die Sehnsucht machte sie in diesen Tagen fast krank. Dann kamen die Sendungen von Lindenhof, in denen alle Liebe, alles sehnsüchtige Gedenken von Heinz zum Ausdruck kam. Da gab es erst einmal wieder einen herzbrechenden Ausbruch in der Stille ihres Zimmers. Sie mußte, ob sie wollte oder nicht, mit dem Schicksal hadern, das sie vom Liebsten trennte, was sie auf der Welt besaß. Es war gut, daß es schon spät am Abend war, wo sie in der Einsamkeit ihres Zimmers weilte und sich nicht mehr sehen zu lassen brauchte.

Am andern Morgen hatte sie ihre Fassung wieder, sie sah allerdings ein wenig blaß und müde aus, was sich aber nach dem Genuß des guten starken Kaffees besserte.

Sie hatte noch in der Nacht einen Dankbrief an Heinz geschrieben, in dem sie ihm wieder einmal ihr ganzes Seelenleben offenbarte. Nicht immer zeigte sie das in ihren Briefen, weil sie sich sagte, daß ihm das nicht gut tun würde und ihm die schwer errungene Ruhe nahm. Aber zuweilen mußte sie ihm doch zeigen,

was in ihr war, damit er nicht glauben mußte, daß sie ihm gleichgültiger gegenüberstand. Das hätte er noch weniger ertragen.

Gottlob hatte Lori ihre Pflichten, die sie allerdings fast ganz in Anspruch nahmen. Es blieb ihr wirklich sehr wenig Zeit, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Nicht, daß ihr Amt ein schweres gewesen wäre, aber man brauchte und beanspruchte sie von allen Seiten. Señor Matora unterhielt sich sogar schon längere Zeit gern mit ihr über deutsche Landwirtschaft, er konnte sich manchen nützlichen Ratschlag in bezug auf Weizenbau und dergleichen merken.

Lori besaß hier schon längst ein sehr edles Reitpferd aus der eigenen Zucht Matoras, denn nicht nur Frau Helen war eine leidenschaftliche Reiterin, auch die Kinder machten auf ihren Ponys weite Ausflüge mit. So konnte Lori auch hier dem geliebten Reitsport huldigen, und wie oft dachte sie dabei der heimlichen, unverstandenen Seligkeit, die sie empfunden hatte, als Heinz sie im Reiten unterrichtete.

Eines Tages machten sie auch so einen Reitausflug nach den Grenzen der Viehkorrale. Das war an einem Tage, da Mr. Brown wieder in Rahira weilte. Zufällig trafen die Damen und Kinder auf Matora und Brown, die sich von den Vaqueros, wie hier die Pferdeknechte hießen, verschiedene Pferde vorreiten ließen. Frau Helen ritt zu ihrem Mann hinüber, und Lori und die Kinder schlossen sich an. Der Reitknecht, der sie begleitete, blieb zurück, Mutter und Kinder begrüßten den Gatten und Vater, und so blieb Lori eine Weile abseits halten. Da ritt Brown dicht an Loris Seite heran, ehe sie ausweichen konnte.

»Wie reizend, mein schönes Fräulein, daß ich Sie hier sehe! Ich hatte vor dem Abend nicht mehr auf Ihren Anblick gehofft, der mich immer so entzückt.«

Lori sah ihn abweisend an.

Helen hatte Lori gebeten, sich keinerlei Übergriffe von Brown gefallen zu lassen, und so sagte sie sehr ablehnend: »Es interessiert mich wenig, Mr. Brown, das von Ihnen zu hören.«

»Nicht zu stolz. Es wird doch erlaubt sein, Sie zu bewundern.«

»Keinesfalls aber kann ich erlauben, daß Sie mir das sagen.«

Sie wollte an ihm vorüberreiten, aber er sperrte ihr mit seinem Pferd den Weg.

»Sehen Sie sich vor — Ihre Kälte reizt mich — sie schreckt mich nicht ab. Ich habe eine Vorliebe für die kühlen, blonden deutschen Frauen. Sie haben doch sicher längst gemerkt, daß ich Sie anschmachte wie ein deutscher Pennäler, der zum erstenmal mit einer schönen Frau zusammentrifft.«

Lori hatte schon einige Male bemerkt, daß Brown, wenn er erregt war, nicht wie ein Amerikaner, sondern wie ein Deutscher wirkte. Das geschah jetzt wieder, als er von dem deutschen Pennäler sprach. Aber seine Worte empörten sie so, daß sie ihn keiner Antwort würdigte und mit einem Ruck ihr Pferd an ihm vorüberlenkte.

Seine Augen brannten begehrlich hinter Lori her. Aber er zeigte ein spöttisches Lächeln, als glaube er noch immer nicht an Loris Abwehr.

»Sie will sich nur rar machen. Aber weiß Gott, ich habe zum erstenmal wieder die Sehnsucht, eine Frau mit oder gegen ihren Willen in meine Arme zu reißen. Hüte dich, schöne Lori, man reizt mich nicht ungestraft!« dachte er und ritt nun langsam hinter ihr her zu den andern. Frau Helen sah sofort, daß Lori sehr bleich aussah, und als sie nun mit ihr weiterritt, fragte sie unruhig:

»Hatten Sie Ärger mit Brown, Lori?«

Lori wußte, daß sie es nicht so weit treiben durfte, daß zwischen Matora und Brown ernste Gegensätze entstanden. Sie wußte auch, daß Matora unbedingt ihre Partei ergriffen hätte, wenn er erfuhr, daß Brown sie beleidigt hätte. So sagte sie nur:

»Er wurde unverschämt, und ich habe ihn gebührend zurückgewiesen. Bitte, sagen Sie Ihrem Herrn Gemahl nichts davon. Ich will nicht, daß er meinetwegen Unannehmlichkeiten mit Mr. Brown hat. Aber — es ist seltsam, wenn er ungezogen wird, wirkt er auf mich nicht wie ein Amerikaner, sondern wie ein unverschämter Deutscher. Er hat auch Ausdrücke, die man sonst nur von Deutschen hört.«

»Die sucht er wahrscheinlich nur hervor, um sich bei Ihnen emzuschmeicheln.«

»Nein, nein, sie kommen nur in der Erregung. So beschämend

es wäre, aber mir ist in solchen Augenblicken immer wieder, als wäre er Deutscher von Geburt.«

»Das ist aber ausgeschlossen, Lori, wir kennen ihn nur als Amerikaner.«

»Es ist ja möglich, daß ich mich irre, jedenfalls, ob Deutscher oder Amerikaner — er ist mir zuwider, wie nie zuvor ein Mensch. Zuweilen flößt er mir nicht nur Abscheu, sondem auch Furcht ein.«

»Zu fürchten brauchen Sie ihn nicht, Lori, Sie stehen doch unter unserem Schutz.«

»Wofür ich nach wie vor von Herzen dankbar bin, Helen. Sie alle sind so lieb und gut zu mir.«

»Kann man denn anders zu Ihnen sein? Sprechen Sie doch nicht von Dankbarkeit! Sie wissen sehr gut, daß wir viel mehr Veranlassung dazu haben. Und nun wollen wir nicht mehr von so garstigen Sachen reden wie von Mr. Brown. Los — lassen Sie uns ein anderes Tempo anschlagen, die Kinder werden schon ungeduldig.«

Und nun ging es in gestrecktem Galopp über den weichen Wiesenboden. In einer Stunde waren sie dann wieder zu Hause.

* *
*

Heinz Rommer fand eines Tages, als er von den Feldern nach Hause kam, einen seltsamen Brief vor. Lori war nun bereits ein Jahr in Argentinien, und seine Sehnsucht nach ihr war nur noch größer geworden. Sein Gesicht war schmal, in den Augen brannte der Gram um die Verlorene.

Dieser Brief nun, den er vorfand, zeigte eine ungelenke Handschrift, der Umschlag war nicht ganz sauber. Heinz hatte die größte Lust, das Schreiben dem Papierkorb zu übengeben, aber dann sagte er sich, daß vielleicht jemand seine Hilfe in Anspruch nehmen wollte, und er öffnete den Umschlag. Der Inhalt zeigte eine sehr mangelhafte Hand und lautete:

»Hochgeehrter Herr!

Ich liege auf den Tod darnieder, und der Arzt sagt, ich werde nicht wieder gesund. Der Herr Pfarrer will mir baldigst die letzte

Ölung geben, und ich möchte nun meine Rechnung mit dem lieben Gott machen, gegen den ich mancherlei auf dem Herzen habe. Das Ärgste betrifft Sie. Ich kann nicht dorthin kommen, wo Sie wohnen. Herr v. Trauenstein hat mir Ihre Adresse gesagt, aber es ist zu weit. Bitte, kommen Sie schnell, es ist etwas von großer Wichtigkeit, was ich Ihnen mitteilen will, um mein Herz zu erleichtern. Ihres wird vielleicht auch leichter. Und da ich nun bald vor meinem lieben Herrgott stehe, möchte ich es mit leichtem Herzen tun. Bitte, kommen Sie schnell, wenn Sie den Wunsch eines Sterbenden erfüllen wollen, es eilt.

Hochachtungsvoll

Ihr Anton Sandhuber,

Tagelöhner von Herrn v. Trauenstein.«

Seltsam berührt schaute Heinz auf dies Schriftstück herab. Trauenstein? Dort hatte das Unglück seines Lebens begonnen — dort hatte er seinem besten Freund das Leben genommen. Was wollte dieser Anton Sandhuber von ihm? So unverständlich ihm das auch erschien, irgend etwas zwang ihn, dieser Bitte Folge zu leisten — und zwar sofort. Er konnte den Wunsch eines Sterbenden nicht unerfüllt lassen. Allerdings lag ihm wenig daran, nach Jahren wieder mit Herrn v. Trauenstein zusammenzutreffen, auf dessen Grund und Boden doch das Unglück geschehen war. Es war ihm mehr als schmerzlich, mit einem Mann, der damals dabeigewesen war, zu sprechen. Aber vielleicht ließ sich das vermeiden.

Er konnte mit seinem Auto in knapp drei Stunden in Trauenstein sein; er ließ es sofort vorfahren. Inzwischen machte er sich fertig, und nach kurzer Zeit befand er sich schon auf der Fahrt.

Es dauerte sogar nicht einmal drei Stunden, bis sein Auto in Trauenstein ankam. Und als er nach Anton Sandhuber fragte, wies man ihn zu einer kleinen Kate, in der dieser wohnte.

Heinz fand zu seiner unangenehmen Überraschung schon Herrn v. Trauenstein am Lager des Sterbenden. Dieser streckte die Hand nach Heinz aus, während sich Herr v. Trauenstein aus seinem Stuhl erhob.

»Ich glaube, Herr Rommer, Sie werden nicht bereuen, den Wunsch eines Sterbenden erfüllt zu haben. Bitte, nehmen Sie

meinen Platz ein, so ungefähr weiß ich schon seit einer Stunde, was Sie erfahren werden. Ich bin geblieben, um zugleich als Zeuge und Gemeindevorsteher meines Amtes walten zu können. Einen Schreiber habe ich auch mitgebracht, und wenn Sie nicht gekommen wären, wäre alles, was Sandhuber aussagt, zu Protokoll genommen worden.«

Heinz reichte Sandhuber die Hand. »Ich hoffe, Sie erholen sich wieder.«

»Mit Verlaub, gnädiger Herr, mit mir gehts zu Ende. Und ich muß mich wohl beeilen und mich kurz fassen.«

Die Frau des Sterbenden führte ihm ein Glas Wein an die Lippen, das ihn beleben sollte, und er begann dann: »Gnädiger Herr, ich wollte Ihnen nur sagen, daß nicht Sie es gewesen sind, der den Herrn erschossen hat.«

Heinz zuckte zusammen und starrte mit blassem Gesicht auf den Mann nieder. »Was sagen Sie da? Mein Gott — was sagen Sie da?«

»Ja, ich will alles beichten, was damals geschehen ist. Ich war immer ein armes Luder, und da ließ ich mich verleiten, zuweilen einen Hasen und einen Rehbock zu wildern, um ein paar Mark dafür zu lösen. Das war natürlich verboten — und — Herr v. Trauenstein hätte mich mit Schimpf und Schande fortgejagt, hätte er es gewußt. So war ich wieder eines Abends draußen gewesen und hatte einen Bock geschossen. Am nächsten Morgen machte ich mich ganz früh auf den Weg, um den Bock im Rucksack heimzuholen, oder vielmehr, gleich zum Händler in der Stadt zu tragen. Ich wußte nicht, daß Herr v. Trauenstein an diesem Morgen mit seinen Gästen auf die Jagd gehen wollte, und wurde von den Herren überrascht. Es blieb mir nichts übrig, als mit meinem Rucksack, in dem ich das Reh verbarg, auf einen Baum zu klettern, wenn ich nicht erwischt werden wollte. Denn wenn ich davonlief, würde man mich gesehen haben. Also herauf auf den Baum. Ich sitze da höchstens fünf Minuten, als ich unter mir einen Herrn herbeischleichen sah, der gespannt nach der Jagdgesellschaft hinüberspähte und plötzlich neben mir auf eine andere Fichte hinaufkletterte — mit seinem Gewehr. Ich hütete mich, einen Laut von mir zu geben, und war auch wohlgeborgen in dem dichten Geäst. Doch konnte ich den Herrn, der auf dem

andern Baum saß und sein Gewehr, das er bei sich hatte, von der Schulter genommen hatte, durch eine Lücke im Geäst sehr gut sehen. Ich wunderte mich, weshalb er da oben saß, denn es mußte doch einer von den Jagdgästen sein. Wollte er von hier oben pirschen? Ich durfte mich auch von ihm nicht erwischen lassen und saß mucksmäuschenstill. Aber ich ließ ihn nicht aus den Augen. Und dabei sah ich nun, daß die anderen Herren, die nun näherkamen, sich nach ihren Jagdplätzen begaben. Ich sah Sie, Herr Rommer, und den andern Herrn, der dann erschossen wurde. Mitten drin saß ich auf meinem Baume, mit klopfendem Herzen und schlechtem Gewissen, und auf dem andern Baume der Herr mit dem Gewehr. Ich hatte keins bei mir, da ich meinen Bock schon am Abend vorher geschossen hatte. Sie riefen dem Herrn Roda noch etwas zu, und bald kam ein Reh in Sicht. Sie legten an und schossen zweimal auf das Reh; der erste Schuß war ein Volltreffer, der zweite ging fehl, aber lange nicht genug seitwärts, daß Sie den Herrn Roda hätten treffen können. Der ist von dem Herrn im Baum erschossen worden. Ich habe es ganz genau gesehen, wie der auf den Herrn Roda anlegte und wie dieser dann tot niederfiel. Vor Schrecken wäre ich bald vom Baum gefallen, aber ich hielt mich fest. So sah ich, wie alle Jagdgäste jetzt Jagd Jagd sein ließen und nach der Stelle liefen, wo Herr Roda lag. Auch Sie liefen mit einem todblassen Gesicht dahin. Und nun, da es um uns her still geworden war und keiner auf uns achtete, rutschte zuerst der Herr vom Baum herunter. Er sah zum Fürchten aus, richtig wie das, was er war — ein Mörder. Ich ließ ihn erst davonschleichen — er lief mehr, als er ging, nach der nächsten Station zu, und gab immer gut acht, daß er nicht gesehen wurde. Sobald er fort war, rutschte auch ich am Baum hinab und lief so schnell wie möglich davon — nach meiner Kate, wo ich bis zum Abend mein Reh versteckte. Ich stand eine schreckliche Angst aus — wußte ich doch, ich hätte den Mörder angeben müssen, hatte es aber nicht gewagt, weil ich dann als Wilderer abgestraft worden wäre. Ich wußte ja auch noch nicht, daß man glaubte, Sie hätten Herrn Roda erschossen, aber ich nahm mir dann fest vor, wenn man Sie verurteilen würde, dann würde ich doch lieber die verdiente Strafe auf mich nehmen, als das zulassen. Sie wurden aber freigesprochen, weil Ihnen nichts

nachgewiesen werden konnte. Das Geschoß sollte freilich aus Ihrem Gewehr stammen, ich aber wußte es besser, woher es kam. Der Herr auf dem Baum hatte eben dasselbe Gewehr wie Sie. Da Ihnen nichts geschah, behielt ich das alles für mich, wenn ich mir auch sagte, daß dadurch ein Mörder straffrei ausging. Und je mehr Zeit verging, desto mehr Vorwürfe machte ich mir. Nur sagte ich mir, es kann nichts wiedergutgemacht werden — gar nichts — höchstens hätte ich noch Strafe bekommen. Aber nun es zum Sterben geht — nun mußt ich's von der Seele haben. Ich bitte meinen gnädigen Herrn um Verzeihung. Nie mehr habe ich danach gewildert, mir war gar zu angst geworden. Und nun habe ich alles gesagt, und — nun helfe mir Gott — und — bitte verzeihen Sie mir auch, Herr Rommer!«

Erschöpft schwieg der Kranke; das lange Reden und die Anstrengung, möglichst alles gut verständlich auszusagen, hatten ihm die letzte Kraft genommen. Seine Frau labte ihn noch einmal mit dem von Herrn v. Trauenstein gestifteten Wein. Und so lag er denn mit geschlossenen Augen und erleichtertem Gewissen.

Heinz hatte nicht ein Wort verloren von dem, was Sandhuber ausgesagt hatte. Mit brennenden Augen hatte er ihm jedes Wort vom Munde gelesen. Nun saß er, kraftlos in sich zusammengesunken, und vermochte es nicht zu begreifen, daß man ihm die jahrelang getragene fürchterliche Last vom Herzen genommen hatte. Er konnte noch nicht befreit aufatmen, sah verständnislos auf die Hand herab, die Herr v. Trauenstein ihm entgegenstreckte, griff sie dann doch und stieß einen tiefen Atemzug aus. Dann sah er auf den Kranken herab.

»Wer war der andere? Bitte, sprechen Sie um Gottes Willen! Wer war der Mann, der meinen Freund Roda erschossen hat?«

Sandhuber hob mühsam seine Augen.

»Weiß es nicht — kannte ihn nicht — weiß nur, daß die Hand, die er am Gewehr hielt, statt des kleinen Fingers einen kurzen Stumpen hatte; das Glied war ihm wohl mal weggeschossen worden.«

Heinz fuhr mit einem heiseren Ausruf empor:

»Gerhard Bruns! Der hatte nur einen halben kleinen Finger, er hatte sich denselben bei einem wissenschaftlichen Versuch

verletzt. Ja, ja — das kann nur Gerhard Bruns gewesen sein — und — jetzt wird mir alles klar — er mußte fürchten, von Fritz Roda des Betrugs angeklagt zu werden, ich weiß es aus hinterlassenen Briefen. Fritz Roda hatte ihm noch acht Tage Zeit gelassen, er allein wußte um sein Verbrechen. Er wußte, daß Fritz Roda bei Ihnen zur Jagd geladen war — wollte diese Gelegenheit benützen, Roda unschädlich zu machen, und hat es auf diese schurkische Art getan. Und um all das wußte ich nicht! Auch mich hat Bruns wohl vernichten wollen und das gut ausgesonnen. Ich sollte als Mörder meines Freundes gelten. Weiß ich doch, daß Bruns dasselbe Gewehr wie ich besaß. Er hatte auch auf mich einen Groll. Ja — nun ist mir alles klar. Und deshalb litt ich diese jahrelange Pein und glaubte, ein unseliger Zufall habe das verirrte Geschoß auf meinen Freund gelenkt. Dieser Umstand hat bestimmend in mein ganzes Leben eingegriffen. Es war eine unerhörte Schurkerei. Wie schwer ist mir der Gedanke gewesen, daß ich meinen liebsten, besten Freund erschossen haben sollte — infolge einer Unvorsichtigkeit! Das hat mich zum weltscheuen Einsiedler gemacht — und — es hat noch das Glück eines von mir über alles geliebten Menschen zu vernichten gedroht. Mein Gott — es wirft mich fast um, daß ich nun von dieser Qual erlöst bin! Noch kann ich es nicht fassen, nicht begreifen.«

Heinz sprang, von seinen Gefühlen überwältigt, empor und trat an das kleine Fenster der Kate, um den Anwesenden zu verbergen, was in ihm wühlte, und daß er gewaltsam um Fassung ringen mußte. Seine Augen sahen heiß und brennend in den sonnigen Frühlingstag hinaus. Er dachte an Lori. Wie konnte er nur ausdenken, daß zwischen ihm und Lori alle Schatten gewichen waren, wie konnte er begreifen, daß er nun auch die Erlösung der Geliebten in den Händen hielt. »Lori! Lori — ahnst du, daß ich dich jetzt rufe mit befreiter Seele, daß ich jetzt die Hände nach dir ausstrecken darf, weil kein Blut daran ist? Wir dürfen glücklich sein, Lori — nichts kann uns mehr trennen. Sei ruhig, aller Schmerz wird ein Ende haben, und du und ich, wir dürfen einander angehören.«

So flogen seine aufgescheuchten Gedanken in dieser Stunde zu der geliebten Frau. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er fuhr herum und sah in das bewegte Gesicht Trauensteins.

»Bitte, Rommer, kommen Sie mit in mein Haus — wir wollen den Sterbenden mit seiner Frau allein lassen. Und sagen Sie ihm ein Wort der Verzeihung. Wir sind allzumal Sünder.«

Wortlos nickte Heinz ihm zu. Er trat an das Bett heran und legte seine Hand auf die des Kranken.

»Ich verzeihe alles und danke Ihnen, daß Sie mir endlich diese Last von der Seele genommen haben.«

Sandhuber sah mit einem stillen Leuchten in den Augen zu Heinz auf und bewegte nur wortlos die Lippen.

Trauenstein winkte nun auch dem Schreiber, der die Aussage aufgenommen hatte, die Sandhuber mit seiner letzten Kraft unterschrieben hatte.

Sie verließen die Kate und gingen nach dem Herrenhaus hinüber.

Heinz fand noch immer keine Worte, seine Seele war bis in die Tiefe aufgerührt. Trauenstein verstand das sehr wohl. Und er wollte Heinz Gelegenheit geben, sich zu fassen. Deshalb sagte er:

»Ich weiß ja nicht, ob es dieser Gerhard Bruns gewesen ist, den ich nicht kenne, aber Sie scheinen ja Ihrer Sache sicher zu sein. Deshalb muß man Anzeige erstatten gegen diesen Mann. Da es sich um einen Mord handelt, hat man die Pflicht, diesen sühnen zu helfen.«

»Das allerdings, soweit man dazu die Macht hat. Aber ich weiß, daß Bruns in jenen Tagen plötzlich ins Ausland verschwunden ist.«

Und als die Herren dann noch eine Stunde zusammensaßen, berichtete Heinz von seinem Mündel, die er ins Haus genommen hatte, und wie sie ihm eines Tages das Bündel Briefe gebracht hatte, aus denen hervorging, daß Gerhard Bruns als Betrüger gebrandmarkt worden wäre, wenn Fritz Roda nicht beseitigt wurde. Er berichtete auch, welchen schlechten Leumund Bruns gehabt hatte, und verschwieg ihm auch nicht, was wegen der Geliebten von Bruns zwischen ihnen beiden gespielt hatte.

Herr v. Trauenstein nickte mit dem Kopfe.

»Das scheint mir nun alles klarzuliegen, nur eins verstehe ich nicht: wie Bruns in mein Jagdrevier kam und wie er so genau wußte, daß Sie und Roda ihren Stand nebeneinander hatten. Darauf konnte er doch nur seinen Mordplan aufbauen und

zugleich den Verdacht von sich auf Sie ablenken.«

»Das weiß ich natürlich auch nicht, doch kann er sich ja irgendwie davon unterrichtet haben. Die Jagdplätze werden doch meist schon am Vortage bestimmt, und Bruns hat vielleicht einen Diener ausgefragt oder einen der Forstbeamten. Antwort auf diese Frage kann nur er geben, und Gott mag wissen, wohin er mit seiner Geliebten verschlagen worden ist.«

»Jedenfalls bin ich als Gemeindevorsteher verpflichtet, diese Angelegenheit der zuständigen Behörde mitzuteilen. Man wird danach wohl einen Steckbrief gegen ihn erlassen. Ob er Erfolg hat, kann man nicht wissen. Jedenfalls ist es durch Sandhubers Aussage zweifellos festgestellt, daß ein anderer Roda erschossen hat. Und dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, mein lieber Rommer.«

»Ich danke Ihnen. Und jetzt will ich Sie nicht mehr aufhalten, ich muß wieder nach Hause zurück.«

»Nehmen Sie erst einen Imbiß ein, Sie haben ja eine lange Fahrt hinter sich und jetzt wieder vor sich.«

Heinz wäre am liebsten gleich davongefahren, denn er verlangte sehr danach, erst einmal mit sich selbst allein zu sein und sich zu überlegen, was er nun tun mußte, tun durfte, um auch Lori das Herz frei und leicht zu machen. »Lori!« Er flüsterte ihren Namen mit heißer Innigkeit vor sich hin. »Lori, süße Lori — nun darfst du mein eigen werden, nun kann uns nichts mehr trennen als der Tod.«

Dieser Gedanke überwältigte ihn wieder so sehr, daß er seinen Wagen anhalten mußte, weil ihm die Hände am Steuer zitterten. Und ein heißes Dankgebet stieg zum Himmel empor. Mit einem Male war die ganze Welt für ihn verändert. Die Sonne schien wieder mit all ihrer Pracht vom Himmel herab, alles war plötzlich wieder licht und schön, er war wieder ein glücklicher freier Mensch und durfte seine Lori in seine Arme, an sein Herz nehmen, ohne daß drohende Schatten zwischen ihnen emporstiegen. Endlich konnte er die Kraft aufbringen, um weiterzufahren.

* *
*

Lori hatte sich in Rahira so gut eingelebt, wie es nur sein konnte. Ihre junge Seele zitterte noch immer vor Sehnsucht nach dem verlorenen Glück, aber sie hatte gelernt, zu verzichten. Es konnte und durfte ja nicht anders sein. Nur eins störte hier ihren Seelenfrieden: das waren Mr. Browns Besuche. Er wußte sie immer von neuem zu beunruhigen, und da sie wußte, daß er Señor Matora bei seinen Geschäften notwendig war, vermochte sie sich nicht an Matora zu wenden. Es durfte einfach nicht zu einem Zerwürfnis zwischen den beiden Männern kommen, sonst würde Matora ein großer Schaden erwachsen. Sie ahnte nicht, daß dieser immerhin so viel wußte, daß Brown in unerhörter Weise Lori belästigte und deshalb zu seiner Frau schon gesagt hatte, daß er bereits andere Beziehungen angeknüpft habe, um auf Browns Beihilfe verzichten zu können. Es würde nur noch einige Monate dauern, bis er Brown ganz entbehren konnte.

Helen wollte Lori noch nichts davon sagen. Sie vertröstete Lori nur damit, daß sie alles tun würde, um sie so wenig wie möglich mit Brown zusammentreffen zu lassen.

Augenblicklich war also Brown jetzt wieder in Rahira.

Lori spielte im Garten mit den Kindern Verstecken und Haschen, und wenn sie einander gefunden hatten, umarmten sie sich immer jubelnd und lachend. Lori vergaß in solchen Stunden ein wenig ihr Leid und widmete sich wie immer den Kindern mit ganzer Hingabe. Sie ahnte nicht, daß Brown, hinter einem der Gewächshäuschen versteckt, mit glühenden Augen diesem Spiel zusah.

Er verschlang Lori fast mit seinen Blicken, denn gerade ihre eisige Abwehr hatte seine unreine Leidenschaft für sie immer mehr gesteigert, so daß er zu Loris Leidwesen jetzt öfter nach Rahira kam als früher. Jede ihrer graziösen Bewegungen fachte seine Leidenschaft noch mehr an. Und als Lori jetzt auf das Gartenhaus zugelaufen kam, um sich dahinter ein Versteck zu suchen, lief sie plötzlich in zwei ausgebreitete Männerarme. Brown hatte sie umfangen und wollte sie an sich ziehen und küssen. Lori schrie laut auf und wehrte ihn mit aller Kraft von sich. Dieser Aufschrei führte die Kinder herbei, und als sie sahen, wie Lori sich abmühte, sich Browns Armen zu entziehen, riefen sie laut und ängstlich nach ihrem Vater. Der hatte schon, zum Ausreiten fertig,

an der Haustür gestanden und kam auf den Hilferuf der Kinder schnell herbei. Brown sah und hörte nichts als Lori, er wollte sie nicht ungeküßt aus seinen Armen lassen. Endlich, als Matora schon nahe herbeigekommen war und sah, wie sich Lori verzweifelt mühte, aus Browns Armen zu kommen, gelang es Lori, einen ihrer Arme freizubekommen. Sie erinnerte sich eines Jiu-Jitsu-Griffes, den ihr Heinz einmal beigebracht hatte, und wandte ihn mit solcher Kraft und Energie an, daß Brown sie freigab und haltlos zurücktaumelte. Er fiel zu Boden.

Kaum fühlte sich Lori frei, als sie hinüber zu den Kindern lief, die sie an den Händen faßte und fortzog. Sie beachtete Matora kaum in ihrer Aufregung und war nur bestrebt, sich und die Kinder aus Browns unreiner Nähe zu retten.

Sie liefen aufs Haus zu, wo ihnen Frau Helen entgegenkam.

»Oh, Mutti, Mr. Brown wollte Lori küssen, da hat sie sich gewehrt und ihn zurückgestoßen. Und nun liegt er am Boden, und Vater steht mit der Reitpeitsche vor ihm«, berichtete Sophia erregt.

»Mr. Brown ist ein gräßlicher Mann, Mutti! Mich will er auch immer küssen; das nächste Mal stoße ich ihn auch, daß er hinfällt«, fügte Rosita hinzu.

Helen sah besorgt und fragend in Loris bleiches Gesicht. »Arme Lori! Das darf nicht so weitergehen, Sie müssen Ruhe vor ihm bekommen«, sagte sie und lief schnell zu ihrem Mann hinüber, während sie Lori und den Kindern zuwinkte, ins Haus zu gehen.

Señor Matora stand, mit der Reitpeitsche fuchtelnd, vor Brown, der sich nur mühsam und mit den Zähnen knirschend erhob.

»Ich hätte Lust, Mr. Brown, Sie mit der Reitpeitsche zu züchtigen. Meine Geduld ist nun zu Ende. Wie können Sie wagen, eine Dame, die unter meinem Schutz steht, so unerhört zu beleidigen?« Brown klopfte wütend den Staub von seinem Anzug.

»Machen Sie doch kein Aufhebens wegen so einer kleinen Erzieherin. Ist doch lächerlich, wie sich die aufspielt. Es ist nur Koketterie, weil sie merkt, daß es mich immer mehr reizt, wenn sie so ablehnend ist. Sie will natürlich geheiratet werden. Das könnte ihr passen.«

Matora hatte sich mühsam beruhigt.

»Sie scheinen sich über Fräulein Roda in einem großen Irrtum zu befinden. Sie hat durchaus nicht die Absicht, von Ihnen geheiratet zu werden, und wenn Sie nicht wollen, daß ich mir in Zukunft Ihre Anwesenheit in meinem Hause verbitten soll, dürfen Sie nicht wieder wagen, ihr zu nahe zu treten.«

Brown war plötzlich zusammengezuckt, als habe ihn wirklich die Peitsche getroffen, als er zum ersten Male Loris Familiennamen hörte.

Er starrte Matora an, blaß bis in die Lippen, und sah dann nach Helen hinüber.

»Was nennen Sie da für einen Namen — wie heißt dieses Fräulein Lori?«

»Ich habe es doch deutlich genug gesagt — sie heißt Roda.«

Brown strich sich über die Stirn.

»Wie — wie schreibt sie sich?«

Matora buchstabierte den Namen Loris. Browns Augen sahen unsicher an ihm vorbei.

»So so — also Roda? Und —— sie ist Deutsche — natürlich. Aber woher stammt sie — aus welcher Stadt?«

»Aus Berlin«, sagte Matora schroff, denn er glaubte, Brown wollte nur von seinem Verhalten ablenken. Dieser blickte noch immer unsicher und entschieden erschrocken.

»Wissen Sie auch vielleicht, ob ihre Eltern noch leben, Señor Matora?«

Dieser nahm nun doch an, daß Brown ernste Heiratsabsichten auf Lori hatte. Anders konnte er sich Browns Fragen nicht erklären.

»Nein, ihre Eltern sind beide tot.«

»So, so — beide tot — und — wissen Sie Näheres über die Eltern?«

»Der Vater wurde auf der Jagd infolge eines Unfalls erschossen, und die Mutter starb am Herzschlag, als man ihr den toten Gatten brachte.«

Brown sah aus, als ob er mit einer Übelkeit kämpfe. Leiser fragte er weiter: »Und — was war der Vater?«

»Auch das kann ich Ihnen sagen: er war Oberingenieur; Sie

sehen, daß Fräulein Roda aus anständiger Familie stammt und ganz als Dame zu werten ist.«

Brown war noch bleicher geworden; er starrte vor sich hin, als sähe er ein Gespenst, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann sagte er rauh und unsicher: »Ja — allerdings — ich — mir ist wohl von dem Fall etwas übel geworden; bitte, reiten Sie voraus, ich muß mich erst eine Weile erholen. Dann komme ich Ihnen nach zum Pferdekorral.«

Matora konnte sich Mr. Browns jetziges Verhalten nicht anders erklären, als daß er sich wirklich beim Hinfallen etwas Schaden getan hatte. Er gönnte es ihm aber, und da er sehr ernstlich erzürnt war und außerdem nun ganz fest entschlossen war, möglichst schnell mit ihm zu brechen, ließ er ihn mit einem Achselzucken stehen und ging davon. Helen war auch bereits ins Haus zurückgegangen, blickte aber von der Tür noch einmal zu Brown zurück und sah, daß sich dieser im Gartenhaus in einen Sessel hatte gleiten lassen.

Sie fand Lori und die beiden Kinder ganz bedrückt im Wohnzimmer.

Lori sah unruhig zu ihr auf. »Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet habe.«

Helen strich ihr übers Haar. »Darum machen Sie sich keine Sorge, Lori, er hätte eine heftigere Abfuhr verdient. Ich gönne ihm, daß er sich anscheinend wehgetan hat bei seinem Fall. Das hat ihn aber leider davor bewahrt, daß mein Mann ihm mit der Reitpeitsche eins übergezogen hat.«

»Um Gottes willen, ich möchte nicht schuld sein, daß Señor Matora Schaden hat.«

»Beruhigen Sie sich, mein Mann hat die längste Zeit mit ihm in Geschäftsverbindung gestanden und bereits andere Verbindungen angeknüpft. Und nicht nur Ihretwegen, er ist auch mir immer widerlicher geworden, und sein Ton den Kindern gegenüber mißfällt uns aufs höchste. Er benahm sich eben auch ganz sonderbar.«

Und Helen erzählte Lori genau die Unterredung zwischen ihrem Mann und Brown. Lori wußte nicht, was sie davon denken sollte, dachte auch weiter nicht darüber nach, weshalb Brown sich so

stark für ihren Familiennamen und für ihre Eltern interessiert hatte.

Die Damen plauderten nun, um sich abzulenken, mit den Kindern, und diese hatten bald den Zwischenfall vergessen und waren gleich wieder in vergnügter Stimmung.

Erst eine Weile später vermißte Lori ein kleines goldenes Anhängerchen, das sie immer am Armband trug. Es war ihr besonders lieb, weil es von ihrer verstorbenen Mutter stammte.

»Ich muß es wohl verloren haben, als ich mit Mr. Brown gerungen habe; gestatten Sie, daß ich nachsuche, ob ich es nicht an der Stelle finden kann.«

»Warten Sie einen Augenblick, Lori, ich will erst sehen, ob Brown noch in dem Gartenhaus sitzt.«

Aber Brown war verschwunden, und so eilte Lori hinüber, um nach ihrem Anhänger zu suchen.

Sie konnte ihn lange nicht finden, aber plötzlich sah sie zwischen den Blumen eine Brieftasche liegen, aus der einige Briefe herausgefallen waren. Die Briefe befanden sich in Umschlägen, und Lori sah erstaunt auf diesen einen Namen, der sie stutzen ließ. Die Aufschriften waren an einen Herrn Gerhard Bruns, hauptpostlagernd Neuyork, gerichtet.

Gerhard Bruns? Woher kam ihr der Name bekannt vor?

Sie kam im Augenblick nicht darauf, schob die Briefe wieder in die Brieftasche hinein, und dabei fiel ein anderer heraus, der an Mr. Gerd Brown adressiert war. Aber wie kamen in diese Brieftasche Briefe, die an einen Herrn Gerhard Bruns gerichtet waren? Und Mr. Brown trug den Vornamen Gerd? War das eine Abkürzung von Gerhard?

Und Bruns und Brown — das klang auch sehr ähnlich. Wo hatte sie nur den Namen Gerhard Bruns gehört?

Nachdenklich suchte sie weiter nach ihrem Anhänger, und endlich fand sie auch diesen und hob ihn erfreut auf. Die Brieftasche hielt sie noch in der Hand und wollte sie mit ins Haus nehmen. Einer der Diener konnte sie Mr. Brown zurückbringen.

Während sie noch immer nachdenklich nach dem Hause zurückkehrte, zuckte sie plötzlich zusammen. Jetzt war ihr eingefallen, wo sie den Namen gehört oder vielmehr gelesen

hatte. Das war geschehen, als sie das Briefpäckchen in ihres Vaters Aktenmappe gefunden hatte. Ja — Gerhard Bruns hatte der Betrüger geheißen, den ihr Vater hatte entlarven wollen, woran ihn sein jäher Tod gehindert hatte. Lori fiel nun auch alles wieder ein, was Heinz ihr über Bruns gesagt hatte. Dieser war damals ins Ausland geflüchtet, um einer etwaigen Verhaftung zu entgehen. Hatte er in Amerika Bruns in Brown abgeändert, was wohl leicht zu bewerkstelligen war?

Was war hier zu tun?

Sollte sie Señor Matora und seiner Gattin davon sprechen? Aber hatte sie denn Beweise, daß ihre Vermutung richtig war?

Eins konnte sie tun: Heinz bitten, ihr einen der Briefe von Bruns einzusenden, um etwa dessen Schrift mit der Browns zu vergleichen, die Señor Matora doch zugänglich war.

Sie kam jetzt zu keinem Entschluß; sie wollte jedenfalls erst Heinz' Ansicht darüber hören und erst dann darüber sprechen, wenn sie Nachricht erhalten hatte.

War Mr. Brown wirklich identisch mit diesem Gerhard Bruns, dann mußte Señor Matora auf alle Fälle darüber verständigt werden.

Lori hatte unter diesen Gedanken das Haus erreicht und gab in der Vorhalle einem schwarzen Diener die Brieftasche.

»Sam, bringen Sie das Mr. Brown oder legen Sie es auf sein Zimmer, wenn er abwesend ist. Aber sagen Sie auf keinen Fall, daß ich die Brieftasche gefunden habe, er soll glauben, Sie selbst haben sie im Garten gefunden.«

Sam zeigte seine weißen Zähne und sagte schlau: »Master Brown wird Sam gutes Finderlohn zahlen.«

»Eben darum, Sam, soll er glauben, daß Sie der Finder sind.«

Sam ging vergnügt davon nach Browns Zimmer. Dort fand er diesen haltlos in einen Sessel gesunken, wie er mit blassem Gesicht vor sich hinstierte.

»Was wollen Sie, Sam?« fragte er, erschrocken auffahrend.

Sam hielt ihm die Brieftasche hin. »Das Sam gefunden — im Garten, es gehören Master Brown.«

Wieder erschrak Brown und riß Sam die Brieftasche aus der Hand. Er merkte es erst jetzt, daß er die Brieftasche

wahrscheinlich bei seinem Ringen mit Lori oder bei seinem Fall verloren hatte.

»Wann haben Sie die Tasche gefunden?«

»Eben jetzt.«

»Wo? Am Gartenhaus?«

Darüber konnte Sam keine Auskunft geben, aber er hielt es für gut, zuzustimmen.

»Ja, am Gartenhaus.«

»Und Sie brachten die Brieftasche gleich zu mir, zeigten sie niemand anderem?«

»Nein, Sam hat sie niemand gezeigt, gleich Mr. Brown gebracht.«

»Woher wußten Sie, daß sie mir gehörte?«

»Sam hat Brieftasche gesehen auf Mr. Browns Tisch, als er sich auskleidete.«

Sam erhielt jetzt ohne weiteres das ersehnte gute Trinkgeld, und Brown winkte ihm hastig ab. Sam verschwand.

Brown untersuchte nun hastig die Brieftasche. Sie enthielt alles, was vorher darin gewesen war. Er schalt sich aber selbst, daß er die an Gerhard Bruns adressierten Briefe nicht vernichtet hatte, aber er konnte sich auch jetzt nicht dazu entschließen. Diese Briefe waren die letzten Andenken an eine große Leidenschaft; sie waren von einer Frau, die er einst schrankenlos, bis zur Selbstvernichtung, geliebt hatte, als er noch nicht so niedrig über die Frauen dachte wie jetzt. Gerade jene Frau hatte ihm den Glauben an die Frauen genommen, hatte ihn in einen Sumpf gezogen, aus dem er nur schwer wieder herauskam. Sie hatte ihn erst ausgenutzt, bis er nichts mehr besaß, dann hatte sie hohnlachend zu ihm gesagt: »Ich gebe dich auf und gehe zu einem andern, der mir mehr zu bieten hat.« Und seither war er fertig mit den Frauen. Und nun hatte er plötzlich wieder eine große Leidenschaft empfunden für das stolze blonde Mädchen aus Deutschland, hatte es trotz ihrer Kälte bezwingen wollen und hatte mit der ganzen unbeherrschten Leidenschaft seines Wesens nach seinem Besitz getrachtet. Und dieses Mädchen — gerade dieses Mädchen — war die Tochter Fritz Rodas — des Mannes, der ihm so oft in seinen bösen Träumen erschien und ihn bedrohte.

Lori Roda? Die Tochter Fritz Rodas? Das hatte ihn niedergeworfen, hatte ihm gezeigt, daß keine Schuld ungerächt bleibt. So sicher hatte er sich gefühlt — alles hatte er vergessen wollen, als sei es nie geschehen — und nun stand alles wieder vor ihm — das Gespenst streckte drohend die Arme nach ihm aus.

Er sprang auf — er mußte hinaus ins Freie, die Wände dieses Hauses drohten ihn zu ersticken, weil sie zugleich Lori Roda umschlossen. Hastig griff er nach seiner Reitpeitsche, drückte die Mütze auf den Kopf und rannte davon. Sein Pferd stand schon lange gesattelt, und er bestieg es, wie auf der Flucht vor etwas Grauenvollem, und jagte dahin auf dem weichen Prärieboden, als seien die Rachegötter hinter ihm her.

Seine Hände rissen an den Zügeln, er gab dem Pferd die Sporen, weil es nicht schnell genug dahinjagte. Und dabei verwickelte sich der kleine Finger seiner Hand in den Zügeln. Dieser kleine Finger war nur noch ein Stumpf; die obere Hälfte desselben fehlte.

* *
*

Heinz Rommer war nach Lindenhof zurückgekehrt; er mußte seinem übervollen Herzen Luft machen, mußte seinem getreuen Karl und Frau Sund berichten, was er erlebt hatte, welche Last ihm vom Herzen genommen war. Die ehrlichste Teilnahme dieser Getreuen tat seinem Herzen wohl, und Karl sagte sofort: »Nun können Sie frei und ungehindert Ihrem Herzen folgen, Herr Rommer, und Fräulein Lori kann nun gottlob wiederkommen.«

»Ja, Karl, gottlob — nun fehlt mir nichts mehr zu meinem Glück, als daß sie wieder in Lindenhof leben wird. Aber ich kann nicht warten, bis sie hier sein wird, kann ihr das alles auch nicht in einem Briefe mitteilen — ich reise selbst nach Argentinien, um sie heimzuholen.«

Karl nickte lächelnd: »Das wird das beste sein, Herr Rommer, allein darf sie doch die weite Reise nicht zurücklegen, und für Sie ist es auch gut, wenn Sie einmal eine Weile ausspannen. Es wird die höchste Zeit, daß Sie etwas für sich tun.«

Heinz atmete auf.

»Ich werde jetzt aufleben, mein alter Karl, bedenke doch, mein Herz ist aller Schuld ledig, nicht ich brachte meinem Freund Roda den Tod, sondern eine feige Mörderhand streckte ihn nieder.«

Auch Frau Sund fand es am besten, daß Heinz selber nach Argentinien reiste.

»Wenn Lori das alles erfährt, dann muß sie einen Menschen haben, an den sie sich halten kann, es wird sie nicht weniger erschüttern wie Sie, Herr Rommer. Wenn Sie gleich reisen, dann erfährt sie es so bald, als wenn Sie schreiben würden.«

Und so rüstete sich Heinz zur Reise nach Argentinien. Heinz mußte allerdings erst allerlei Vorbereitungen treffen und brachte in Erfahrung, daß die für ihn günstigste Fluglinie erst in acht Tagen einen Platz für ihn reservieren könne. Bis dahin mußte alles vorbereitet sein. Er bestellte sofort einen Platz auf dem Dampfer, und Frau Sund mußte nach Berlin fahren, um einiges einzukaufen, was er für die Reise brauchte, weil es ihm an Zeit fehlte.

Während er nun die nächsten acht Tage in großer Unruhe verbrachte, überlegte er sich, ob er Lori mitteilen sollte, daß er komme, oder nicht. Meldete er ihr sein Kommen, so würde sie sich auf alle Fälle sehr beunruhigen, ohne daß er sie über alles aufklären konnte. Er konnte auch nur drahten, da ein Brief von ihm nicht eher eintreffen würde als er selbst. So beschloß er, Lori zu überraschen.

Ehe er abreiste, bekam er dann einen Brief von Lori, den sie während einer Ruhepause an demselben Mittag noch schreiben und befördern lassen konnte, an der sie Brown so unverschämt überfallen hatte. Der Brief lautete:

»Mein lieber Heinz! Heute habe ich eine besondere Bitte an Dich. Du erinnerst Dich sicher des Briefpäckchens aus meines Vaters hinterlassener Aktentasche. Ich gab Dir diese Briefe in Verwahrung, und Du hast sie in Deinen Schrank eingeschlossen. Bitte, schicke mir doch einen der handschriftlich geschriebenen Briefe dieses Gerhard Bruns. Du wirst Dich wundern, daß ich dies Ansinnen an Dich stelle, und ich muß Dir erklären, warum ich das tue. Ich habe Dir in meinen Briefen flüchtig von einem Mr. Brown erzählt, der mir sehr unangenehm ist. Aber um Dich nicht unnötig zu beunruhigen, habe ich Dir nicht erzählt, daß dieser Mensch mich fortdauernd belästigt hat, trotzdem Señor Matora ihm das

wiederholt verboten und mich in seinen Schutz genommen hat. Heute vor wenig Stunden hatte ich wieder ein ernstes Zusammentreffen mit ihm.«

Hier folgte eine ausführliche Beschreibung der Dinge, die geschehen waren. Dann fuhr Lori in ihrem Schreiben fort:

»Du kannst Dir denken, daß ich etwas stutzig wurde über die Briefe in seiner Brieftasche, zumal mir dann einfiel, wo ich den Namen Gerhard Bruns schon gelesen hatte. Mir kommt die ganze Sache etwas verdächtig vor, zumal ich schon immer das Gefühl hatte, als berge sich hinter dem vermeintlichen Amerikaner ein Deutscher. Bisher habe ich hier im Hause nichts über diese Sache erzählt, halte es aber für meine Pflicht, Señor Matora und seine Gattin einzuweihen, sobald ich Gewißheit habe. Dazu brauche ich einen der Briefe, denn an Hand seiner Schrift wird man doch feststellen können, ob Mr. Brown mit diesem Gerhard Bruns identisch ist. Mr. Brown führt auch den Vornamen Gerd, was doch sicher eine Abkürzung von Gerhard ist. Also bitte, sende mir auf schnellstem Wege einen der Briefe ein. Du brauchst Dich aber in keiner Weise zu beunruhigen, denn wie ich heute von Señora Matora erfuhr, wird ihr Gatte nicht mehr lange mit diesem Brown in Geschäftsverbindung stehen, und er wird ihm für die Zukunft sein Haus verbieten, zumal er auch ihm und seiner Gattin widerwärtig ist.

Aber nun von anderen Dingen, ich befinde mich so wohl, als ich mich fern von Lindenhof fühlen kann. Eltern und Kinder sind nach wie vor sehr lieb zu mir, und meine Arbeit füllt mich ganz aus. Ich weiß, daß ich hier sehr nützlich bin, und wie Du weißt, ist Rahira ein herrliches Stück Erde. Man lebt so friedlich wie in Lindenhof, und alles wäre gut und schön, wenn die Sehnsucht nicht wäre nach Lindenhof, nach Dir — nach allem, was mir das Schicksal vorenthält. Aber das tragen wir gemeinsam, Heinz, und ich will und darf nicht klagen.

Für heute will ich schließen, denn mein Brief soll nachher gleich mit zur Post befördert werden.

Bleibe gesund, vergiß mich nicht und laß Dich nicht niederdrücken, damit ich um Dich ruhig sein kann. Bitte, schicke das Schreiben umgehend, damit ich Señor Matora aufklären kann. Bitte, teile mir auch mit, was ich Deiner Ansicht nach in diesem

Falle zu tun habe. Du wirst mir immer das Rechte raten. Ich grüße ganz Lindenhof und vor allem Dich.

Deine Lori.«

Dieser Brief hätte Heinz noch viel mehr beunruhigt, wenn er nicht ohnedies vorgehabt hätte, nach Rahira zu reisen. Immerhin regte es ihn noch genug auf, daß er noch so weit von Lori entfernt war. Konnte man wissen, wenn dieser Mensch wirklich Gerhard Bruns war, ob er nicht auch gegen Lori eine Schurkerei vorhatte?

Jedenfalls hielt er es nun doch für nötig, Lori ein Telegramm zu senden, das ihr wenigstens einen Fingerzeig gab. So gab er ein Telegramm auf mit folgendem Inhalt: »Achte auf kleinen Finger besagter Person — Hälfte fehlt — nichts unternehmen, bis meine Nachricht kommt, Heinz.«

War Mr. Brown identisch mit Gerhard Bruns, dann mußte ihn sein verstümmelter kleiner Finger Lori völlig verraten. Sie würde dann auf der Hut sein, aber sie würde nichts unternehmen, bis er selbst bei ihr sein konnte. Sie ahnte ja nicht, daß Gerhard Bruns der Mörder ihres Vaters war, aber sie wußte dann wenigstens, daß er ein Verbrecher war, vor dem sie sich zu hüten hatte.

Und voll Unruhe wartete Heinz darauf, abfliegen zu können. Die Leitung der Landwirtschaft hatte Heinz vertrauensvoll in Peter Lenz' Hände gelegt. Es gab freilich gerade sehr viel zu tun, aber es mußte ohne ihn gehen, und Peter würde seine Sache schon gut machen.

So könnte er endlich seine Reise antreten, fuhr nach Frankfurt und begab sich dort an Bord seines Flugzeuges. Es stand ihm freilich noch eine große Geduldsprobe bevor, ehe er an sein Ziel gelangte; aber es ging doch wenigstens vorwärts.

* *
*

Auf Rahira hatten sich inzwischen aufregende Dinge ereignet. Vergeblich hatte Señora Matora am Mittag jenes Tages auf die Heimkehr ihres Mannes und ihres Gastes gewartet.

Die Herren kamen beide nicht.

Voll Unruhe spähten die Damen nach den beiden Reitern aus, die sich nicht zeigen wollten. Lori hatte gerade den Brief an Heinz

geschrieben und mit zur Post gegeben, in dem sie ihn um den einen Brief von Bruns bat, als ihr die Herrin entgegenkam mit großen Augen und blassem Gesicht.

»Lori, ich begreife nicht, wo mein Mann bleibt. Auch Mr. Brown ist noch nicht zurück; mir ist zumute, als müsse etwas geschehen sein.«

Lori war in ihrer Stimmung auch gleich geneigt, an etwas Schlimmes zu glauben, aber sie sprach das nicht aus, um ihre Herrin nicht noch mehr zu beunruhigen.

»Die Herren haben sich vielleicht zu lange aufgehalten, sie werden ja gleich kommen.«

»Gott mag es geben. Ich habe Angst. Mein Mann war so zornig und aufgeregt wegen Mr. Browns Angriff auf Sie, er hätte ihn am liebsten mit der Reitpeitsche geschlagen. Hoffentlich sind sie nicht im Korral nochmals zusammengeraten.«

Lori hatte angestrengt in die Ferne gespäht, und da sie sehr scharfe Augen hatte, sah sie zuerst den Reiter, der in der Ferne auftauchte. Und erlöst atmete sie auf, als sie Matora erkannte.

»Da sehe ich Señor Matora auf seinem Pferde herankommen, Helen. Sie können sich beruhigen.«

Die etwas kurzsichtigen Augen Helens konnten jetzt wohl den Reiter sehen, aber noch nicht erkennen.

»Ist es wirklich mein Mann?«

»Ganz gewiß, Helen, ich erkenne ihn genau.«

»Gottlob! Aber wo ist Brown?«

»Wir werden das wohl gleich erfahren«, beruhigte Lori.

Es dauerte nicht lange, da kam Señor Matora herangesprengt und sprang vom Pferde. Die Damen bemerkten aber sofort, daß er sehr blaß aussah.

»Was ist geschehen? Du siehst so bleich aus«, fragte Helen zitternd ihren Gatten und doch froh, daß sie ihn gesund vor sich sah.

»Beruhige dich, Helen — ein kleiner Unfall. Mr. Brown ist mit seinem Pferde gestürzt; ich fand ihn erst, als ich heimkehren wollte. Er lag neben seinem Pferde, etwa zwanzig Minuten vom Korral entfernt. Er war völlig bewußtlos. Ich mußte Leute herbeiholen, man bringt ihn auf einer Bahre. Anscheinend ist er

nicht leicht verletzt. Ich bitte, daß man gleich sein Bett in Ordnung bringt. Nach dem Arzt habe ich schon geschickt, mit dem kleinen Auto, das im Korral immer bereitsteht. Nun komm ins Haus, Helen, wir müssen alles vorbereiten zu seiner Aufnahme. Wenn er sich auch unerhört benommen hat — er ist unser Gast — und verwundet. So versteht es sich von selbst, daß er in unserem Hause Aufnahme und Pflege findet. Du bist doch einverstanden?«

»Das ist doch selbstverständlich, Alfonso. Aber willst du nicht erst mit uns speisen? So schnell wird der Verwundete nicht hier sein.«

»Allerdings nicht.«

»So laß uns essen, es wird dann alles schnell vorgerichtet.«

So geschah es.

Señor Alfonso Matora berichtete bei Tisch ausführlich, wie er Brown gefunden hatte.

»Man sieht keinerlei Verletzung an ihm, aber er muß innerlich irgendwie verletzt sein. Er sieht bleich aus wie ein Toter, und ist noch immer nicht zu sich gekommen.«

Beim Abendessen ging es heute sehr ruhig zu, alle standen unter dem Bann des Unfalls. Und wenn sich Brown auch keinerlei Beliebtheit erfreute, das war vergessen, weil er verunglückt war.

Es war alles zur Aufnahme des Verunglückten bereit, als dieser endlich auf der Bahre herangetragen wurde. Gleich hinter ihm erschien der Arzt, der so schnell als möglich im Auto herbeigeeilt war. Der Verwundete war noch immer bewußtlos, aber es war noch Leben in ihm.

Er wurde ins Haus geschafft und auf sein Lager gelegt. Die Damen schickte der Arzt fort, nur Señor Matora blieb nebst einem Diener, der für solche Fälle einen Samariterkurs durchgemacht hatte. Die Untersuchung ergab eine Verletzung des Rückgrats, aber der Arzt konnte noch nicht feststellen, wie schwer diese Verletzung war. Er bedurfte da einiger Auskunft des Verletzten, und man mußte diesen tunlichst wieder zum Bewußtsein bringen. Das gelang endlich, Brown schlug die Augen auf und sah erstaunt um sich.

»Was ist denn los?« fragte er in deutscher Sprache, besann sich dann aber gleich und wiederholte die Frage in Englisch.

Der Arzt gab ihm Antwort. »Sie sind mit dem Pferde gestürzt — haben eine lange Ohnmacht gehabt. Wie befinden Sie sich?«

»Ausgezeichnet! Jetzt erinnere ich mich — ich bin ein wenig zu toll drauflosgeritten. Der Gaul überschlug sich — und — ich habe einen Augenblick einen wahnsinnigen Schmerz gefühlt. Jetzt spüre ich aber gar nichts mehr, nur die Beine sind so schwer. Liegt da etwa der Gaul noch drauf?«

Der Arzt wußte jetzt genug — er erkannte den Grad der Verletzung. Mr. Brown hatte das Rückgrat gebrochen — ein langes Leiden stand ihm bevor, eine wahrscheinlich vollkommene Lähmung. Er würde nie wieder gesund werden, konnte sich aber noch eine Zeitlang mit seinem Leiden hinschleppen. Also kein beneidenswerter Zustand. Doch das verhehlte der Arzt natürlich, versuchte ganz sorglos auszusehen und meinte scheinbar leichthin: »Sie werden wohl einige Zeit stilliegen müssen.«

Er versuchte noch einige Griffe an dem Verwundeten und fragte ihn, ob er dabei Schmerzen fühlte.

Brown verneinte. »Nicht die geringsten, Herr Doktor. Da werde ich ja bald wieder aufstehen können.«

»Wir werden sehen. Sie müssen ganz folgsam sein und meine Verordnungen genau befolgen. Alles übrige werde ich mit Señor Matora besprechen.«

Brown wandte sich an Matora. »Es ist mir leid, daß ich Ihnen zur Last fallen muß.«

Matora winkte ab. »Darum sorgen Sie sich bitte nicht.«

»Oder meinen Sie, Doktor, daß ich ins Krankenhaus nach der Stadt geschafft werden kann?«

»Daran ist jetzt nicht zu denken. Sie werden sicher hier die beste Pflege haben, wenn Ihnen Señor Matora diesen Diener zur Verfügung stellt, der ja ausgezeichnet mit Kranken umzugehen versteht.«

»Er kann sich Mr. Brown voll und ganz widmen.«

»Dann ist alles in Ordnung. Sie bleiben also bei dem Kranken und befolgen genau meine Verordnungen«, sagte der Arzt zum Diener, und dann warf er Matora einen Blick zu, er möge ihm folgen.

Im Nebenzimmer erfuhr Matora, welcher Art die Verletzung

Browns war; er wurde sehr blaß und sagte erschüttert: »Das ist allerdings furchtbar. Und Sie meinen, er kann nie wieder gesund werden?«

»Nie mehr. Bei einer solchen Verletzung des Rückgrats und der Zerreißung verschiedener Nervenstränge ist eine Heilung ganz ausgeschlossen. Die Lähmung wird immer weiter fortschreiten, die Beine sind schon gelähmt. Aber er wird keinerlei Schmerzen leiden — leider — möchte ich sagen, da es ein schlechtes Zeichen ist. Sie werden den Kranken wohl einige Wochen im Hause behalten müssen, bis man es wagen kann, ihn weiterzubringen.«

Matora war ein viel zu guter Mensch, als daß ihn diese Nachricht nicht sehr bedrückt hätte. Er sagte, daß er selbstverständlich den Kranken so lange im Hause behalten würde, bis dieser ohne Gefahr transportiert werden könne. Der als Samariter geschulte Diener könne seine Pflege übernehmen.

Damit war der Arzt zufrieden. Und nachdem er eine Erfrischung zu sich genommen hatte, fuhr er wieder nach der Stadt zurück. Als die beiden Damen erfuhren, welcher Art die Verletzung Browns sei, waren auch sie sehr bedrückt. Das Mitleid ließ sie an nichts von dem denken, was er ihnen angetan hatte. Lori wollte es fast bedrücken, daß ihr Brief an Heinz schon fort war, in dem sie ihren Verdacht ausgesprochen hatte. Wenn Brown mit Gerhard Bruns wirklich identisch war, so war er für seinen Betrug wahrlich schwer genug bestraft. Sie ahnte ja nicht, welches viel größere Verbrechen Brown auf dem Gewissen hatte.

Dieser blieb Wochen auf Rahira und genoß die aufmerksamste Pflege, wenn sich ihm auch die beiden Damen und die Kinder völlig fernhielten.

Als Lori das Telegramm von Heinz erhielt, in dem er sie auf den fehlenden kleinen Finger von Bruns aufmerksam gemacht hatte, schrak sie zusammen. Ja, sie hatte bei Brown sehr wohl gesehen, daß der kleine Finger der rechten Hand nur noch zur Hälfte vorhanden war. Nun wußte sie, daß Brown und Bruns ein und dieselbe Person waren. Aber auch wenn ihr Heinz nicht geboten hätte, nichts gegen ihn zu unternehmen, bis er weitere Nachricht gesandt hatte, so hätte sie es jetzt doch nicht über sich vermocht, ihn anzuklagen. Er konnte ihr doch jetzt nicht mehr zunahekommen, war ein armer, gelähmter Mann. Wozu sollte sie

nun noch sein Vergehen aufdecken?

Und sie wußte nicht, daß oben im Zimmer Browns der Mörder ihres Vaters lag.

Brown aber büßte in diesen Wochen manches ab, was er sich hatte zuschulden kommen lassen. Er sah in seiner Verletzung den Finger Gottes. Und langsam begann sich in diesem Manne eine Wandlung zu vollziehen. Er hatte jetzt Zeit, über sein verfehltes Leben nachzudenken. Bis er jene Frau kennen- und lieben gelernt hatte, war er ein schuldloser, anständiger Mensch gewesen. Seine Geliebte trieb ihn durch ihre Ansprüche und Verschwendungssucht dazu, sich mehr Geld auf unredliche Weise zu verschaffen, als er in seiner bescheidenen Stellung verdienen konnte. So wurde er erst zum Betrüger. Und als Fritz Roda eines seiner Verbrechen aufdeckte, sah er sich vor der Wahl, sich entweder selbst das Leben zu nehmen oder ins Gefängnis zu wandern. Zu beidem war er zu feig — und als er von Fritz Roda hörte, daß er nach Trauenstein zur Jagd fuhr, erwachte in ihm der Gedanke, ihn zu ermorden, indem er einen Unfall auf der Jagd vortäuschte. Da ihm seine Geliebte in jenen Tagen, um sich an Heinz zu rächen, lügnerisch mitgeteilt hatte, daß Heinz ihr unverschämte Anträge gemacht habe, stieg eine unbeschreibliche Wut in ihm empor, und er stürmte zu ihm, um ihn zur Rede zu stellen. Dann erfuhr er zufällig, daß auch Heinz nach Trauenstein zur Jagd fuhr. Das konnte sein Vorhaben nicht mehr ändern, wußte, was ihm drohte, wenn er Roda nicht unschädlich machte. Zum Schweigen konnte er diesen nur bringen, wenn er tot war.

In Trauenstein erfuhr er dann durch einen Forstgehilfen, mit dem er im Wirtshaus zusammentraf, wo Fritz Roda auf der Jagd seinen Stand haben würde. Zugleich plauderte der Forstgehilfe vertrauensselig noch aus, daß Roda und Heinz Rommer ihre Plätze nebeneinander hätten. Da wachte das Verlangen in ihm auf, sich zugleich an Heinz zu rächen und jeden Verdacht von sich abzulenken. Er wußte, daß Heinz dasselbe Jagdgewehr besaß wie er selbst, sie hatten einmal darüber gesprochen. Darauf baute er seinen Plan. Und am Jagdmorgen hatte er sich wirklich, wie Sandhuber ausgesagt hatte, zu jenem Baume geschlichen, der zwischen Rodas und Rommers Platz stand. Keine Ahnung hatte er, daß in dem Baum daneben auch ein armer Schächer gesessen

und ihn genau beobachtete.

Der mörderische Schuß war aus Bruns' Waffe gefallen — und dann war er unbemerkt entkommen. Auf der nächsten Station hatte er den Zug bestiegen, zu dem er sich schon in Berlin eine Fahrkarte gelöst hatte. In den letzten Wagen war er gesprungen, als der Zug sich schon in Bewegung setzte. Niemand hatte darauf geachtet — er war in Sicherheit. Das mörderische Gewehr hatte er unterwegs in einen Fluß geworfen, damit es ihn keinesfalls verraten konnte.

Aber nach Berlin zurückgekehrt, hatte er sich doch gesagt, es sei auf alle Fälle besser, wenn er ins Ausland flüchtete. Es hätte doch sein können, daß Roda irgendwelche Aufzeichnungen hinterlassen hätte, die von seinem Betrug zeugen konnten. Und dann wußte man nicht, was daraus entstehen konnte. Er begab sich zu seiner Geliebten, sagte dieser, Roda habe seinen Betrug entdeckt und ihm mit Anzeige gedroht. Er müsse ins Ausland gehen, und sie ihn begleiten, da auf sie der Verdacht fallen könne, daß sie sein Verbrechen nicht nur gebilligt, sondern gar unterstützt haben könne. Sie fragte ihn nur: »Hast du Geld?«

Und er hatte noch einige tausend Mark in seinem Besitz. Damit reisten sie beide nach Amerika. Die wenigen tausend Mark waren bald vertan, und Bruns mußte versuchen, Geld zu schaffen. Er hatte einiges Glück, auch war er nicht besonders heikel, und so reichte es immer zum Nötigsten.

Das behagte aber seiner Geliebten nicht. Sie wollte etwas vom Leben haben, und da sie schön und verführerisch war, wurde sie die Geliebte eines reichen Mannes. Sie verließ Bruns kaltblütig und beichtete ihm vor der Trennung noch höhnisch, daß sie ihn schon oft betrogen habe. Allerdings nicht mit Heinz Rommer, weil Heinz sie zurückgewiesen hatte, als sie sich an ihn heranmachte. Im übrigen wisse sie ganz genau, was gelegentlich jener Jagd geschehen sei, und wenn er sie nicht unbehelligt ziehen lasse, würde sie ihn anzeigen.

Das stärkste und ehrlichste Gefühl, das Bruns je gehabt hatte, war durch dieses Lossagen seiner Geliebten von ihm, durch ihre Drohung jäh in Haß und Wut umgeschlagen, er hätte sie am liebsten auch getötet. Aber sie war schlau und verstand es, sich vor ihm zu verbergen.

Bruns war aber durch dieses Vorkommnis ein Frauenverächter geworden. Für ihn waren die Frauen alle nur käufliche Ware, man mußte nur den richtigen Preis für sie bieten. Und in dieser Zeit begannen sich seine Verhältnisse zu bessern. Er wurde Pferdehändler. Er hatte auch geglaubt, Lori auf leichte Weise zu erringen, begehrte sie in einer unreinen Leidenschaft, eine andere vermochte er nicht mehr zu empfinden. Und mitten in dieses begehrlich auflodernde Gefühl hinein traf ihn der Schlag, daß er in Lori plötzlich Fritz Rodas Tochter erkennen mußte. Das hatte ihn wie ein Grauen gepackt.

Sinnlos war er auf seinem Pferd davongestürmt, als müsse er vor sich selber fliehen — und da er das Pferd bis aufs Blut gepeitscht hatte, um seiner Erregung Luft zu machen, hatte es sich so hoch emporgebäumt, daß es sich überschlug und ihn kopfüber zu Boden warf. Und nun lag er hier, hilflos und elend, und mußte seinen marternden Gedanken stillhalten, mußte dabei atemlos hinauslauschen, ob er Loris Schritte oder ihre Stimme vernahm. Und dann kam ein Ausdruck in seine Augen, daß sein Pfleger zuweilen erschrak. Es lag Angst, Furcht und Gewissenspein in diesem Blick. Seine Brieftasche lag stets unter seinem Kopfkissen.

Die mit seinem deutschen Namen versehenen Briefe stammten von seiner damaligen Geliebten. Nachdem sie sich von ihm getrennt hatte, mußte sie ihm dies und das noch mitteilen. Jeder dieser Briefe kam von einer andern Stelle, damit er nicht etwa herausfinden konnte, wo sie sich befand. Sie traute ihm das Ärgste zu und wollte sich nicht finden lassen. Daß er immer auf jenem Postamt nach Briefen für sich fragte, wußte sie, und deshalb sandte sie ihm diese Briefe postlagernd. Bisher hatte er sich von den Briefen nicht trennen mögen. Nun wäre er sie gern losgeworden, wußte nur nicht, wie er das bewerkstelligen sollte, ohne jemand sein Geheimnis zu verraten.

Er sah niemand von den Bewohnern des Hauses, als ab und zu den Hausherrn, der ihm zuweilen Krankenbesuche machte, sich nach seinem Befinden und nach seinen Wünschen erkundigte und ihn beruhigte, wenn er ungeduldig wurde, daß er noch immer nicht so weit hergestellt war, um das Haus verlassen zu können.

Noch wußte er nicht, daß er für immer gelähmt war, aber als

diese Lähmung immer weiter fortschritt, bekam er Angst und bestürmte den Arzt, er möge ihm doch reinen Wein einschenken über seinen Zustand. Lange hatte der Arzt ausweichende Antworten gegeben, aber endlich mußte er doch Farbe bekennen. So schonend als möglich sagte er Bruns, daß er nicht wieder gesund werden könne, daß er gelähmt bleiben würde bis an sein Ende.

Bruns wurde sehr blaß und sah den Arzt mit brennenden Augen an. »Und wie lange werde ich auf dies Ende warten müssen?«

»Oh — Sie können alt und grau dabei werden«, sagte der Arzt tröstend, wenn er dem Kranken auch keine sehr lange Frist mehr gab. Immerhin konnte dieser noch Monate — vielleicht auch noch ein Jahr leben, wenn nichts besonderes dazwischenkam.

Bruns verzog das Gesicht und sagte in bitterem Hohn: »Das ist ja eine beglückende Aussicht. Alt und grau mit einem gelähmten Körper — Doktor — dann doch lieber eine Dosis Blausäure.«

»Sie dürfen nicht verzagen, Mr. Brown, ich hätte es Ihnen nicht gesagt, wenn Sie es nicht so entschieden gefordert hätten.«

Bruns starrte vor sich hin. Dann sagte er heiser: »Lieber Herr Doktor, ich habe einige Papiere zu verbrennen, die ich in meiner Brieftasche habe. Sie können als Arzt wohl verstehen, daß man manche Torheit ungeschehen machen möchte. Wollen Sie mir eine Kerze verschaffen, an der ich einige Briefe verbrennen möchte.«

Der Arzt erfüllte seinen Wunsch. Er gab ihm auch seine Brieftasche unter dem Kopfkissen hervor und stellte die brennende Kerze so zurecht, daß der Kranke ohne zu große Unbequemlichkeit die Briefe verbrennen konnte. Dabei verhinderte Bruns, daß der Arzt die Aufschriften der Umschläge lesen konnte.

Es war eine schwere Arbeit für den Kranken, und als sie getan war, atmete er befriedigt auf.

Eine Weile ruhte er sich aus, dann sagte er: »Jetzt habe ich noch einen Wunsch, Herr Doktor. Ich möchte eine kurze testamentarische Niederschrift machen. Damit sie gültig ist, muß ich sie von Anfang bis bis zum Ende mit meiner eigenen Hand schreiben. Sie und der Diener, der mich pflegt, sollen als Zeugen unterschreiben, daß ich das Testament bei voller geistiger Gesundheit niederschreibe. Wollen Sie mir dabei behilflich sein?«

»Selbstverständlich.«

Der Diener holte alles herbei, was gebraucht wurde, und der Arzt half ihm dann, den Kranken in eine etwas günstigere Lage zu bringen. So schrieb Bruns nieder:

»Alles, was ich hinterlasse, soll nach meinem Tode Fräulein Lori Roda gehören. Mein Vermögen von vierzigtausend Dollar, sowie alle aus meinem Pferdehandel sich noch ergebenden Einkünfte und Außenstände, worüber sich in meinen Papieren alle Ausweise befinden, sowie meine sonstigen Besitztümer gehen ebenfalls in den Besitz von Fräulein Lori Roda über, zu völlig freier Verfügung. Ich bitte sie um Vergebung für alles, was ich ihr angetan habe. Gott sei meiner armen Seele gnädig! Rahira, den 12. Juni 19 . .«

Mit unendlicher Mühe hatte er das niedergeschrieben.

Nun zögerte er, ehe er die Unterschrift daruntersetzte, tat es dann aber mit plötzlichem Entschluß. »Gerd Brown.« So hatte er unterschrieben.

Diesen Namen hatte er sich zwar durch eine Fälschung für Amerika zugelegt, aber er war immerhin gesetzlich bestätigt worden.

Mit einem tiefen Atemzug legte er sich zurück und schloß eine Weile die Augen.

Dann bat er den Arzt, das Testament zu verschließen und zu siegeln. Es wurde später Señor Matora übergeben. Bruns bat diesen, es aufzubewahren bis zu seinem Tode, oder bis er es von ihm zurückfordern würde.

Brown war sehr froh, als er das alles erledigt hatte. Wenn er auch seine ganze Schuld dadurch nicht gutmachen konnte, so hatte er doch einen ganz kleinen Teil davon abgetragen nach seiner Meinung. Die arme deutsche Erzieherin würde nun nach menschlichem Ermessen vor Not und Sorge geschützt sein. Mochte sie denken, er wolle dadurch seine Belästigungen ihr gegenüber büßen.

Nachdem ihm der Arzt die Wahrheit über seinen Zustand gesagt, glaubte er nicht mehr an eine lange Lebensdauer. Und da er keinerlei Angehörige besaß und ganz allein im Leben stand, sollte alles, was ihm gehörte, in Loris Besitz übergehen.

Auf seinen Wunsch sollte aber nicht vor seinem Tode über dies

Testament gesprochen werden.

Sehr gerne hätte er Lori einmal zu sich gebeten, um sie um Verzeihung zu bitten. Er brauchte ja nicht zu sagen, wofür er ihre Verzeihung erbat. Aber er meinte, es würde ihm das Herz etwas leichter werden, wenn er ihre Verzeihung erlangt hätte. So weit hatte sich sein Charakter doch nicht geläutert, daß er ihr ein volles Geständnis seiner Schuld hätte ablegen mögen. Zu seiner Entschuldigung sagte er sich, wenn sie erfahren würde, daß er der Mörder ihres Vaters und ein Betrüger sei, würde sie seine Erbschaft auf keinen Fall annehmen. So weit war ihm in diesen Wochen das Verständnis für Loris Charakter doch aufgegangen.

* *
*

Lori hatte in dieser Zeit immer wieder ausgerechnet, wie lange sie auf Heinz Rommers Antwort warten müsse. Nicht, daß es sie gedrängt hätte, Brown als den Betrüger Bruns zu entlarven — am liebsten hätte sie das nicht mehr getan, da sie wußte, wie hoffnungslos sein Zustand war. Aber sie wollte gern hören, wie Heinz darüber dachte. Sie hatte nach diesem Schreiben noch ein zweites an ihn gesandt, das er aber, wie sie nicht wissen konnte, nicht mehr vor seiner Abreise erhielt. Als es in Lindenhof eintraf, befand er sich schon längst auf Reisen. In diesem zweiten Schreiben hatte Lori von Bruns Unglück erzählt und hatte ihm geschrieben:

»Was Du mir nun auch in Deinem Antwortschreiben mitteilen wirst, mein lieber Heinz, ich halte es für unmöglich, daß ich diesem schwer gestraften Menschen noch eine weitere Sühne auferlege für seinen Betrug. Du wirst nach dem, was ich Dir berichtet habe, einer Meinung mit mir sein. Und so werde ich Señor Matora doch lieber nicht den Brief von Bruns übergeben. Daß er Bruns ist, erscheint mir nun sicher, denn ich habe wirklich an seiner rechten Hand einen verstümmelten kleinen Finger gesehen. Doch ob Brown oder Bruns, er ist ein Todgezeichneter, und einen Menschen, der schon so am Boden liegt, tritt man nicht mehr mit Füßen, gleichviel, ob er es verdient oder nicht.«

Sie ahnte nicht, daß Heinz diesen Brief lange nicht erhalten würde. Noch weniger ahnte sie, daß er selbst, während dieser

zweite Brief in Lindenhof ankam, ihr schon ganz nahe war.

Heinz hatte seine Reise gesund und wohlbehalten, aber von Unruhe gepeinigt, zurückgelegt. Als er in der Stadt ankam, die Rahira am nächsten war, galt es für ihn, sich ein Auto zu verschaffen, damit er nach Rahira hinausfahren konnte.

Es gelang ihm dann auch, ein solches zu mieten samt dem dazugehörigen Besitzer, der sich erbot, Heinz zu fahren.

Ohne sich länger aufzuhalten, als nötig war, um eine Mahlzeit einzunehmen, fuhr Heinz weiter. Er war am frühen Morgen mit der Bahn angekommen und konnte nun, wie man ihm sagte, noch vor Mittag in Rahira eintreffen.

Durch Loris Beschreibung wußte Heinz schon ganz gut Bescheid auf Rahira, und als er endlich das Wohnhaus und den großen Garten mit den Gartenhäuschen von ferne erblickte, tat sein Herz laute und wilde Schläge. Nun würde er in wenigen Minuten vor Lori stehen, wieder in ihre helleuchtenden Grauaugen sehen können — und sie ohne Gewissensqualen in seinen Armen halten können.

Hoffentlich erschrak sie durch seinen Anblick nicht zu sehr — aber der Schrecken würde sich schnell in eine heiße Freude verwandeln.

Spähend blickten seine Augen in das erste Gartenhäuschen, an dem er vorüberfuhr, und da sah er ein weißes Kleid und ein goldbraunes Köpfchen. Er hatte großes Glück, Lori war allein; Señor Matora, seine Frau und seine Kinder waren ausgefahren, um einen Nachbarn zu besuchen. So gehörte der ganze Tag ihr, sie war ausnahmsweise zurückgeblieben, weil sie sich die Zeit nehmen mußte, allerlei Näharbeiten auszuführen, die unbedingt erledigt werden mußten. Zu diesem Zweck hatte man sie also beurlaubt, und nun sah er Lori inmitten ihrer Arbeit.

In ihre Gedanken versunken hatte sie nicht auf das Auto geachtet. Als Heinz sie sitzen sah, war er sogleich entschlossen, die günstige Gelegenheit abzupassen und gleich hier auszusteigen. Er hatte nur einen kleinen Handkoffer mit dem Nötigsten bei sich, das andere Gepäck hatte er in der Stadt im Hotel zurückgelassen. So stieg er aus, lohnte den Autolenker ab und nahm seinen Handkoffer, den er vorläufig in ein Gebüsch

schob. Leise schritt er auf das Gartenhaus zu. Sein Herz schlug hart und laut, als er die Geliebte vor sich sah. An der Treppe zum Gartenhäuschen blieb er stehen und atmete tief auf. Das hörte Lori, hob den Kopf von ihrer Arbeit und sah auf. Ihre Augen weiteten sich — sie wurde vor Erregung leichenblaß, ließ ihre Arbeit fallen und streckte die Hände aus.

»Das — das kann doch nur ein Traum sein«, sagte sie ganz hilflos vor sich hin.

Aber da war Heinz schon bei ihr, zog sie an seine Brust empor und flüsterte erregt: »Lori — meine Lori — meine Lori!«

Weiter vermochte er nichts zu stammeln in diesem Augenblick. Lori lag wie gelähmt in seinen Armen, sah zu ihm auf, in die geliebten Augen, in das vor Erregung blasse Gesicht, das sie so sehr liebte. Und dann flüsterte sie wieder: »Das kann doch nur ein Traum sein.«

Er hielt sie noch fester.

»Nein, Lori — kein Traum — holde, süße Wirklichkeit. Ich bin bei dir, Lori, und mit einem freien, leichten Herzen. Bleib in meinen Armen, ich lasse dich nicht mehr frei, denn wir dürfen uns angehören — nicht von mir ist dein Vater erschossen worden — ein anderer hat es getan.«

Da brach sie in seinen Armen völlig kraftlos zusammen. Heinz ließ Lori besorgt in ihren Sessel zurückgleiten, zog einen zweiten Sessel heran und ließ sich vor ihr nieder.

»Lori — Lori — komm zu dir — sieh mich an. Es kommt zu plötzlich für dich, aber ich konnte dich nicht erst lange vorbereiten, damit du nicht Angst haben sollst vor meiner Nähe. Verstehe doch, Lori, ich darf dich halten, darf dich heimholen nach Lindenhof — es stehen keine Schatten mehr zwischen uns, die uns trennen. Der Segen deiner Eltern wird bei uns sein.«

Da schlug Lori die Augen auf und sah Heinz an, wie aus einem Traum erwachend.

»Das kann nicht sein, Heinz — es geschehen doch keine Wunder mehr.«

»Doch, Liebste, ein Wunder ist geschehen; wir dürfen uns angehören. Und sobald ich das erfuhr, machte ich mich auf, um dich heimzuholen.«

Lori erzitterte, nun sie endlich begriff, faßte Heinz' Hände und sah ihn zagend und hoffend an. »Ach, Heinz — lieber Heinz — kann es denn sein, wir dürfen glücklich sein?«

Es lag ein erschütternder Ausdruck in ihren Worten und in ihren Augen.

Da mußte er Lori wieder an sich ziehen und küssen, wie es ihm seine Sehnsucht so oft vorgegaukelt hatte. Und aus seinem Kuß merkte sie, daß sie glauben, hoffen durfte. Erlöst schmiegte sie sich in Heinz' Arme, küßte ihn wieder mit der ganzen scheuen Innigkeit ihres Herzens, und als sich ihre Lippen lösten, fragte sie erzitternd: »Nun sag mir alles. Wir sind ganz ungestört — Matoras sind in die Nachbarschaft gefahren und kommen erst am Abend zurück.«

»Das ist ein großes Glück für mich, Lori, auf das ich nicht zu hoffen gewagt habe. Ich hatte gefürchtet, daß ich mir einige ungestörte Minuten mit dir erst erkämpfen müsse; nun können wir uns ungestört aussprechen. Du sollst alles hören, was geschehen ist, und warum ich hierherkam.«

Erst küßte er sich noch einmal satt an dem süßen blaßroten Mund seiner Lori. Und sie hielt still, ihr Vertrauen zu Heinz war unbegrenzt, und sie wußte, da er sie so hielt und küßte, mußte er ein Recht darauf haben. Dann berichtete er Lori, wie er von seiner Not befreit worden war. Er wiederholte ihr Sandhubers Geständnis fast wörtlich, und so blieb sie ahnungslos, wer der Mörder ihres Vaters war — bis Heinz Sandhubers Aussage über den fehlenden halben Finger der rechten Hand des Mörders machte. Da schrak sie auf und sah Heinz mit entsetzten Augen an, während jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht zu weichen schien. »Gerhard Bruns? Er ist meines Vaters Mörder?« stieß sie heiser hervor.

»Ja Lori. Und wenn jener Mr. Brown nur einen halben kleinen Finger an der rechten Hand hat, dann ist er identisch mit Gerhard Bruns.«

Sie umklammerte seine Hände.

»Er ist es, Heinz. Ich habe den verstümmelten Finger an seiner Hand gesehen. Aber — du hast ja nun nicht meinen zweiten Brief erhalten?«

»Der letzte, den ich erhielt, war der, in dem du den Brief von

Bruns von mir verlangtest.«

»Heinz. So weißt du also noch nicht, daß Bruns seit Wochen — seit jenem Tage, an dem ich dir diesen vorletzten Brief schrieb, schwer verunglückt ist. Er liegt krank und gelähmt oben im Gastzimmer. Wir haben ihn seither nicht mehr gesehen, aber sein Zustand soll so bedenklich sein, daß die Lähmung immer weiter fortschreiten wird. Der Arzt gibt ihm nur noch einige Monate zu leben.«

Heinz atmete auf.

»So hat der Himmel wieder einmal das Richteramt übernommen. Aber ich will ihn sprechen, muß ihm sagen, ich weiß, daß er der Mörder deines Vaters ist, und was er damit dir und mir angetan hat. Ganz straffrei soll und darf er nicht ausgehen. Wenn es so ist, wie du sagst, dann hat es kaum noch Zweck, ihn seinen irdischen Richtern auszuliefern. Es wird nichts ungeschehen gemacht dadurch.«

»Da sind wir einer Meinung, Heinz. Meine armen Eltern können wir dadurch nicht wieder zum Leben erwecken. Wann willst du ihn sehen?«

»Da wir heute ungestört sein werden, am liebsten gleich, sobald als möglich. Ich kann erst wieder ganz ruhig werden, wenn ich Bruns angeklagt habe, wenn ich ihm ins Gesicht sagen kann, daß er deines Vaters Mörder ist, und daß er dadurch auch deiner Mutter den Tod gebracht hat.«

»Ich will dich nicht daran hindern, Heinz, denn ich sage mir, daß es dir volle Befreiung bringen muß von allem, was du erduldet hast.«

Er küßte Loris bange Augen.

»Ich weiß, daß du mich auch hierin verstehen wirst. Aber nun erst zur Regelung von näherliegenden Dingen. Meinst du, daß man mich in diesem gastlichen Hause aufnehmen wird?«

»Das glaube ich bestimmt, Heinz. Matoras werden erfreut sein über dein Kommen, Helen weiß genug von dir, um sich mit mir zu freuen.«

»Aber sie werden nicht erfreut sein, daß ich dich entführen werde.«

Sie lächelte ein wenig. »Nein — freuen werden sie sich nicht

darüber, denn wir sind uns gegenseitig lieb und wert geworden, aber sie werden mich sicher nicht hindern, glücklich zu werden. Es sind großzügige, wertvolle Menschen, und ich bin ihnen zu großem Dank verpflichtet.«

»Ich auch, weil sie dir eine Heimat boten, das werde ich ihnen nie vergessen. Also wenn ich hierbleiben darf, dann muß ich meinen Koffer aus dem Hotel holen lassen. Und meinen Handkoffer habe ich draußen im Gebüsch verborgen, weil er mir vorläufig hinderlich war.«

»Aber wie bist du hierhergekommen?«

»In einem gemieteten Auto, das ich gleich ablohnte und zurückschickte.«

Lori schüttelte den Kopf.

»Habe kein Auto bemerkt. Ich war allerdings in tiefe Gedanken versunken. Ja — ich dachte an Lindenhof, wie so oft —— und — an dich. Und da standest du plötzlich vor mir, was ich nicht glauben, nicht begreifen konnte.«

Er küßte erst einmal wieder Loris Lippen, ihre Augen, ihre Hände und konnte sich nicht genug tun, die lange Sehnsucht zu stillen.

Noch mancherlei hatten sie zu besprechen und zu beraten. Und dann führte Lori Heinz ins Haus, damit er sich erfrischen und einen Imbiß zu sich nehmen konnte. Sie wußte sich eins mit ihrer Herrin, um das selbstverständlich zu finden. Die Dienerschaft wunderte sich nicht weiter über den überraschenden Besuch. Solchen gab es oft in Rahira. Und als Heinz sich erfrischt hatte, bat er: »Nun verschaffe mir bitte Zutritt zu Bruns — ich muß das von der Seele haben.«

Sie ließ den Wärter von Bruns herunterrufen.

»Dieser Herr ist gekommen, um etwas mit Mr. Brown zu besprechen. Ist er jetzt imstande, einen Besuch zu empfangen?«

Der Diener sah Heinz an und nickte. »Mr. Brown ist umgebettet worden, hat sich erfrischt und gefrühstückt und befindet sich den Umständen nach wohl.«

»Gut, so führen Sie Herrn Rommer dorthin, lassen Sie ihn in das Krankenzimmer eintreten — ohne ihn anzumelden, und ziehen Sie sich dann zurück. Sollte Mr. Brown Ihrer bedürfen, wird er Ihnen

klingeln. Sie können inzwischen ein wenig ausruhen.«

Damit war der Wärter sehr einverstanden, er ahnte ja nicht, welchen Anlaß dieser Besuch hatte.

* *
*

Gerhard Bruns lag in der steifen Haltung, den Oberkörper etwas hochgebettet, auf seinem Lager, wie immer in diesen Wochen unerfreulichen Gedanken preisgegeben. Als der Wärter die Tür öffnete und Heinz einließ, sah er gar nicht auf. Seine Augen waren meist geschlossen. Er glaubte, der Wärter kehre zurück. So konnte Heinz bis nahe an das Lager herantreten, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Heinz erkannte in dem Kranken sofort Gerhard Bruns, wenn dieser sich auch in den vergangenen zehn Jahren sehr verändert hatte und jetzt durch seine Krankheit noch mehr. Er machte einen so hinfälligen und erbarmungswürdigen Eindruck, daß Heinz am liebsten umgekehrt wäre, ohne sein Anklägeramt auszuüben, und er mußte sich alles ins Gedächtnis zurückrufen, was er und Lori gelitten hatten, um sich davon abzuhalten.

Und so riß er sich entschlossen zusammen und sagte ruhig: »Gerhard Bruns!«

Es klang wie die Stimme des Gerichts an Bruns' Ohren. Er riß erschrocken die Augen auf und starrte entsetzt in Heinz Rommers Gesicht. Auch er erkannte ihn sofort, wenn er auch nicht begreifen konnte, daß dieser plötzlich vor ihm stand. Einen Augenblick glaubte er an eine Sinnestäuschung, aber dann faßte er sich rasch und zwang sich zu einem erstaunten Ausdruck. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Ich will Sie sprechen, Gerhard Bruns.«

»Sie irren sich wohl — ich — ich bin nicht Gerhard Bruns, heiße Brown und bin krank. Bitte, verlassen Sie mich.«

»Nicht eher, als bis ich Ihnen gesagt habe, was ich zu sagen habe. Sie sind Gerhard Bruns und kein anderer. Das beweist das fehlende Fingerglied an Ihrer rechten Hand.«

Schwerfällig versuchte der Kranke die rechte Hand unter der Decke zu verstecken.

Heinz winkte ab.

»Geben Sie sich keine Mühe — ich weiß, daß Sie Gerhard Bruns sind — Gerhard Bruns, der Betrüger, der zum Mörder wurde an meinem Freund Fritz Roda, weil dieser um den verübten Betrug wußte, und Sie hätte anklagen müssen. Derselbe Gerhard Bruns, der den Verdacht auf mich lenken wollte, und derselbe Gerhard Bruns, der schuld ist am Tode der Gattin Fritz Rodas, die von einem Herzschlag getroffen wurde durch den jähen Tod ihres Gatten. Sie machten Lori Roda zur Waise, überließen sie ihrem Schicksal und flohen ins Ausland. Dieser Gerhard Bruns sind Sie.«

Bruns hatte nicht gewußt, daß er auch den Tod von Loris Mutter verschuldet hatte. Sein Gesicht wurde fahl und schlaff. Aber er gab das Leugnen auf, weil er merkte, es würde ihm nichts nützen.

»Was wollen Sie mir denn noch für Schuld aufbürden?« fragte er rauh.

»Daß Sie mir eine jahrelange Nervenmarter bereitet haben, weil ich glauben mußte, eine verirrte Kugel aus meiner Waffe habe meinen besten Freund hingestreckt, das will ich Ihnen auch noch zum Vorwurf machen, ganz abgesehen davon, daß ich mich selbst erschossen hätte in meiner Qual, wenn ich mir nicht gesagt, daß ich für die arme Waise meines Freundes sorgen müsse. Und diese arme Waise haben Sie auch noch hier mit Ihren unsauberen Anträgen verfolgt.«

Bruns gab den Widerstand auf.

»Ich wußte ihren Namen nicht, man nannte sie hier immer nur Fräulein Lori. Aber — wie wollen Sie mir beweisen, daß ich der Mörder Fritz Rodas war?«

»Auch das sollen Sie erfahren. Sie wurden an jenem Tag von einem Tagelöhner beobachtet, der zufällig, um nicht als Wilderer gefaßt zu werden, sich schon auf dem Baume versteckt hatte, der neben dem Baum stand, auf den Sie hinaufkletterten, und von wo aus Sie Fritz Roda niederschossen. Sie wußten ja, daß ich dasselbe Gewehr besaß wie Sie, und daß mich daher der Verdacht treffen würde, ich hätte Fritz Roda erschossen. Daß ich freigesprochen wurde, daß man mich nicht als Mörder meines Freundes aburteilte, dafür können Sie nichts. Aber Gottes Mühlen mahlen sicher. Daß Sie sich erdreisteten, Lori Roda zu belästigen,

hat das Maß Ihrer Sünden vollgemacht. Sie schrieb mir, daß Sie hier sind — und deshalb kam ich.«

Mit einem matten Blick sah Bruns auf. »So wußte Lori Roda, wer ich bin?«

»Nur nicht, daß Sie der Mörder ihres Vaters waren.«

»Nun — dafür packte mich das Grauen, als ich nach meinem letzten Versuch erfuhr, wer das Fräulein war. Ich wurde von Gewissensbissen gepackt und ritt wie in rasender Flucht davon. Ich peitschte mein Pferd fast zu Tode, und es überschlug sich mit mir und warf mich ab. Hier vor Ihnen liegt ein armer Krüppel mit zerbrochenem Rückgrat, halb, bald ganz gelähmt. Und wenn Sie dies Häufchen Unglück von einem Menschen noch den Richtern ausliefern wollen — bitte — ich bin fertig mit dem Leben.«

»Das wußte ich — und ich bedarf keines Richters mehr. Sie sollen nur ein offenes Geständnis ablegen, damit ich meine Schuldlosigkeit ganz beweisen kann.«

Es zuckte spöttisch um des Kranken Mund.

»So billig wollen Sie es mit mir machen?«

»Wenn ich Sie so vor mir sehe, erscheint es mir überflüssig, Sie noch zu strafen. Aber Lori Roda und ich — wir lieben uns, und sie floh vor mir, als sie vernahm, daß ich ihren Vater unvorsichtigerweise erschossen hätte. Das glaubte ich ja selbst. Sie ging hierher, weil wir uns nicht angehören konnten. In Lindenhof, wo ich lebe, konnte sie ja dann nicht mehr bei mir bleiben. So hätte Ihre Schuld uns beide für immer getrennt und unglücklich gemacht. Nun will ich alle Beweise haben, daß ein anderer ihren Vater getötet hat, und das sollen Sie bezeugen. Weiter geht meine Rache nicht — Sie sind von Gott genug gestraft. Und ich hoffe, daß Sie den Rest Ihres Lebens dazu benützen, Buße zu tun und gutzumachen.«

Bruns war leise zusammengezuckt, als er hörte, daß Heinz und Lori sich liebten. Aber dann ergab er sich in sein Schicksal.

»Ich werde alles tun, was Sie verlangen. Und damit Sie wissen, daß ich schon gutzumachen versuchte, will ich Ihnen sagen, daß in Señor Matoras Verwahrung mein Testament liegt, das Lori Roda zu meiner Erbin macht.«

»Was sie natürlich nicht annehmen wird.«

Wieder zuckte es in Bruns' Gesicht.

»Natürlich nicht, nun sie wohl weiß, daß ich der Mörder ihres Vaters bin. Und sie braucht es ja auch nicht mehr — sie wird Ihre Frau, und kann darauf verzichten. Aber vielleicht verwendet sie alles, was ich hinterlasse, um irgendeine wohltätige Stiftung davon zu machen.«

»Sie werden das Geld vermutlich selber noch nötig haben.«

Bruns sah eine Weile vor sich hin.

»Nein — meine Tage sind gezählt. Bitte, helfen Sie dazu, daß meine Hinterlassenschaft armen Menschen hilft. Es ist ehrlich verdientes Geld, glauben Sie mir das. Was ich unehrlich verdiente, ist einen andern Weg gegangen — das hat alles die Frau verbraucht, die mich in den Sumpf gezogen hat. Als es aus war, gab sie mir den Abschied. Ich sage Ihnen das nicht, um Ihr Mitleid zu wecken — aber hätte ich diese Frau nicht kennengelernt, wäre alles nicht geschehen.«

Etwas wie Mitleid wollte in Heinz aufsteigen. Er zwang sich aber zur Härte.

»Also, Sie werden ein Geständnis ablegen?«

»Ja! Bitte, rufen Sie Señor Matora und meinen Wärter. Sie sollen mein Geständnis bezeugen.«

»Señor Matora ist zur Zeit abwesend.«

»Warten Sie noch eine Viertelstunde, dann kommt der Arzt. Er wird als Zeuge dienen. Mein Geständnis kann niedergeschrieben werden, und ich werde es unterschreiben.«

»So werde ich mit dem Arzt zurückkommen.«

»Tun Sie das. Und — bitte — sagen Sie Ihrer Braut — ich bereue alles tief, was ich ihr angetan. Auch was ich Ihnen antat, zumal ich später erfahren habe, daß meine Rache Sie unverdient traf. Jene Frau hat mir hohnlachend gestanden, daß Sie unschuldig von ihr verdächtigt wurden, daß sie sogar von Ihnen zurückgewiesen wurde. Und ich blinder Tor ließ mich in eine rachsüchtige Eifersucht hineinhetzen. Aber das alles liegt jetzt hinter mir. Sie hat mein Leben zerstört — ich bin zum Betrüger und Mörder geworden. Vielleicht kann Sie und Ihre Braut das bewegen, mir zu verzeihen.«

»Ich beklage jeden Menschen, der den Halt verlor. Ich will

versuchen, Ihnen zu verzeihen. Und meine Braut ist viel zu großherzig, als daß sie nicht auch verzeihen könnte. Ich komme also mit dem Arzt wieder.«

Damit verließ Heinz das Zimmer. Unten traf er wieder mit Lori zusammen, die ihn blaß und unruhig erwartete. Er berichtete ihr den Verlauf der Unterredung mit Bruns, und Lori konnte sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren, obwohl dieser Mann ihren Vater ermordet hatte. Keine Genugtuung darüber konnte sich bei ihr einstellen, daß Bruns so hart bestraft wurde.

Der Arzt traf sehr bald ein, und in seiner und seines Wärters Gegenwart legte Bruns ein volles Geständnis ab. Der Arzt schrieb es Wort für Wort nieder, und Bruns setzte seinen Namen darunter. Der Arzt erfuhr nun auch, weshalb Bruns ein Testament zu Loris Gunsten gemacht hatte.

Da Heinz davon Abstand nahm, Bruns den Gerichten zu übergeben, war der Arzt einverstanden, Schweigen über alles zu bewahren. Auch der Wärter versprach zu schweigen, solange Bruns noch am Leben war. Daß diesem keine lange Frist blieb, hatte er schon vom Arzt gehört. Wie kurz diese Frist war, ahnte freilich keiner der Beteiligten.

Ehe sich der Arzt entfernte, bat ihn der Kranke, er möge ihm seine Taschenuhr neben das Bett legen, damit er sie erreichen konnte.

»Es ist so tröstlich, wenn man weiß, daß wieder eine Stunde vergangen ist«, sagte er.

Ahnungslos, was Bruns mit der Uhr vorhatte, legte sie ihm der Arzt zurecht. Und als auch der Arzt sich entfernt hatte, sagte Bruns zu dem Wärter: »Bitte, nehmen Sie meine Brieftasche unter meinem Kopfkissen hervor.«

Der Diener tat es und reichte sie ihm hin. Bruns öffnete sie mühsam. Ihm wollte scheinen, als falle ihm das schon schwerer als gestern. Aber er konnte doch zwei Hundertdollarscheine herausnehmen. Die reichte er dem Wärter.

»Hier, nehmen Sie, das ist für Ihre aufmerksame Pflege und für den Dienst, den Sie mir eben erwiesen haben. Legen Sie die Brieftasche wieder unter mein Kopfkissen. Und stellen Sie mir ein Glas, halb mit Wasser gefüllt, hier dicht an mein Bett. Dann

können Sie mich allein lassen, ich bin sehr müde — und will einen langen Schlaf tun. Stören Sie mich nicht in den nächsten Stunden. Sollte ich Ihrer bedürfen, werde ich klingeln; eher kommen Sie nicht zurück.«

Der Diener bedankte sich sehr erfreut und tat, was Bruns ihn geheißen hatte. Er verließ das Zimmer, nachdem er noch den Vorhang vorgezogen hatte.

Nun war Bruns allein. Er lauschte hinaus. Alles war still in der Nähe seines Zimmers. Da tastete er mühsam nach seiner Uhr, ließ die Kapsel vom hinteren Verschluß aufspringen und nahm ein schmales, kleines Päckchen aus dem geöffneten Behälter. Dies Päckchen ließ er, wie es war, in das Wasser gleiten — er konnte das Papier schon nicht mehr von dem Inhalt ablösen. Das Papier weichte auf, ein weißes Pulver stieg im Wasser auf und machte es trübe. Mit seiner letzten Kraft griff er nach dem Wasser. »Es ist höchste Zeit! Gott sei meiner Seele gnädig!« sagte er leise vor sich hin.

Nur mit höchster Anstrengung konnte er das Glas an die Lippen führen, trank es schnell aus und ließ das Glas kraftlos auf die Decke gleiten. Ein kurzer Todeskampf — und Gerhard Bruns stand vor seinem himmlischen Richter.

* *
*

Die Familie Matora kam erst kurz vor Sonnenuntergang nach Hause zurück. Lori lief ihnen entgegen, als sie aus dem Auto stiegen, und während die Kinder sie jubelnd umfingen, sagte Lori mit glühenden Wangen: »Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich in Ihrer Abwesenheit einen Gast in Ihr Haus aufgenommen habe. Mein Vormund ist überraschend hier angekommen, und ich habe ihn im Vertrauen auf Ihre Güte in Rahira aufgenommen.«

Die Señora sah Lori mit einem raschen, prüfenden Blick an. Sie wußte, daß Loris Vormund auch der Mann war, vor dem Lori geflohen war. Sie sagte aber nur: »Er soll uns willkommen sein, Lori.«

»Selbstverständlich, Fräulein Lori, bringen Sie uns zu ihm«, fügte der Hausherr bei.

Lori führte sie in die Vorhalle, wo Heinz die Herrschaften erwartete. Nachdem die Vorstellung vorüber war, sagte Heinz artig, der Señora die Hand küssend: »Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich so unangemeldet ins Haus gefallen bin, aber wichtige Umstände machten es nötig, daß ich ohne Voranmeldung kam. Wenn Sie alles gehört haben, was mich hergeführt und was inzwischen hier vorgegangen ist, werden Sie verstehen und verzeihen.«

»Zu verzeihen haben wir nichts, wir freuen uns, daß Fräulein Lori lieben Besuch bekommen hat. Sie sind hoffentlich von ihr gut untergebracht worden, und nun gestatten Sie nur, daß wir uns schnell umziehen — wir sind völlig verstaubt. Aber dann werden wir uns beim Abendessen Ihrer Gesellschaft freuen«, sagte Matora, auf den Heinz, ebenso wie auf seine Frau, einen sehr angenehmen, sympathischen Eindruck machte.

Lori hat Heinz, in der Halle zu warten, sie wolle nur helfen, die Kinder umzukleiden.

Die Kinder hatten Heinz artig begrüßt und sprangen die Treppe hinauf, vergnügt, daß sie heute noch so spät am Abendessen teilnehmen konnten.

Mit einem forschenden Lächeln sah Helen Lori an.

»Ich sehe Ihnen an, Lori — Sie sind sehr glücklich. Ist am Ende doch ein Wunder geschehen?«

Lori faßte ihre Hand. »Ja, Helen, ein unfaßbares Wunder; der liebe Gott hat nicht gewollt, daß wir für alle Zeit getrennt werden sollten — alles ist gut. Das weitere sollen Sie bei Tisch hören.«

Ein wehmütiges Lächeln huschte um den Mund der Hausfrau. »Mir ahnt, Lori, daß wir Sie verlieren werden — aber — ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen.«

Schnell führte Lori Frau Helens Hand an ihre Lippen. »Ich wußte, daß Sie so denken werden, Helen.«

Damit gingen die beiden Damen auseinander, und Lori folgte den Kindern in ihr Zimmer, um sie für die Abendtafel fertigzumachen.

Natürlich nahmen die Kinder Lori in ein Kreuzfeuer von Fragen. Wer der Gast sei, ob er aus Deutschland komme, warum er die weite Reise gemacht habe, ob er lange bleiben würde, ob Lori in

seiner Anwesenheit auch für sie Zeit haben werde, und was sie noch alles wissen wollten. Und Sophia gab ihm sogleich Heimatsberechtigung, indem sie sagte: »Er gefällt mir und darf bleiben, solange er will.«

»Noch viel länger«, bestätigte Rosita übertreibend und wollte unbedingt ein sehr schönes Kleid anziehen, um dem Gast zu gefallen und ihn zu ehren. Natürlich wollte das Sophia auch, und sie beeilten sich selbst, bald wieder hinunterzukommen.

Sie fanden den Gast noch allein und belegten ihn mit Beschlag. Es währte nicht lange, da hatten die Kinder mit ihm Freundschaft geschlossen. Und Heinz fand die Kinder wirklich so reizend, wie sie ihm Lori geschildert hatte.

Dann kamen die Eltern herunter, und man ging zu Tisch. Die Herrin des Hauses sagte mit Rücksicht auf die Kinder: »Wir wollen jetzt erst ruhig speisen, ehe Sie uns alles erklären. Nach Tisch müssen die Kinder gleich zu Bett, dann sind wir ungestört. «

Die andern verstanden sehr wohl, daß in Gegenwart der Kinder nichts Bedeutungsvolles gesprochen werden sollte. So verging die Mahlzeit unter gegenseitiger Fühlungnahme, und erst, als die Kinder dann zur Ruhe gebracht waren, berichtete das glückliche Brautpaar, was es zu berichten hatte. Das dauerte ziemlich lange. Die beiden Gatten hörten mit verständlichem Interesse zu, und auch Señor Matora erfuhr nun, was Lori damals veranlaßt hatte, die Position bei seiner Frau anzunehmen. Eine große Aufregung bemächtigte sich seiner, als er hörte, welch schuldbeladener Mensch sein bisheriger Geschäftsfreund gewesen war, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hatte. Alles, was sie hörten, erschien ihnen aufregend und interessant. Sie unterbrachen die Mitteilungen kaum, die ihnen gemacht wurden, und erst, als sie alles wußten, fanden sie Worte, um ihr Entsetzen, ihre Teilnahme, ihre Ergriffenheit zu schildern.

Der Hausherr schüttelte Heinz die Hand und wünschte ihm Glück, daß sich nun alles gut für ihn gefügt hatte, gratulierte auch Lori, und Frau Helen tat das auch, sagte aber mit einem leisen Seufzer zu Lori: »Und nun werden Sie uns sehr bald verlassen und nach Ihrem schönen Lindenhof zurückkehren, nach dem Sie immer soviel Sehnsucht hatten.«

Matora seufzte auch ein wenig: »Eigentlich müßten wir sehr

betrübt sein, eine so angenehme und liebenswürdige Hausgenossin zu verlieren. Und unsere Kinder werden sehr traurig sein, ihr Fräulein Lori zu verlieren. Aber so selbstsüchtig sind wir doch nicht, daß wir Sie unter diesen Umständen nicht sofort freigeben würden. Sie sind also von dieser Stunde an entlassen, Fräulein Lori — aber Sie müssen uns versprechen, daß Sie mit Ihrem Verlobten noch einige Zeit unser Gast bleiben, damit wir uns langsam an die Trennung gewöhnen können. Versprechen Sie uns das?«

Lori dankte herzlich für dies Entgegenkommen und sagte: »Solange mein Verlobter zu Hause abkommen kann, wird er sicher gern bei Ihnen zu Gast bleiben — und ich natürlich mit. Ich kenne ja Ihre großzügige Gastfreundschaft. Nicht wahr, Heinz — wir nehmen sie an.«

Heinz verneigte sich. »Mit großer Freude! Aber wenn Sie gestatten, reisen wir dann in spätestens vierzehn Tagen ab. Länger möchte ich nicht gern von Lindenhof fortbleiben. Und da wir uns in Lindenhof trauen lassen wollen, würden wir unsere Vereinigung zu lange hinausschieben müssen. Wir haben beide unter unserer langen Trennung gelitten und möchten nun bald für immer verbunden sein.«

»Das können wir gut verstehen, und müssen schon zufrieden sein, daß Sie uns diese vierzehn Tage schenken.«

»In diesen vierzehn Tagen lassen Sie mich aber meines Amtes noch walten, Señor Matora. Die Trennung von Ihnen und den Kindern wird mir natürlich nicht leicht werden, das können Sie mir glauben. In allem Glück bedrückt mich die Gewißheit, daß ich Sie nun ohne eine Hilfe zurücklassen muß. Aber wenn es Ihnen recht ist, werde ich mich in Deutschland drüben sofort nach einem Ersatz für mich umsehen. Meine Heimreise bezahle ich selbstverständlich selbst, dafür könnte also schon die Reise für die neue Erzieherin bezahlt werden. Ich weiß ja nun auch, da ich Sie alle kenne, was für eine Hausgenossin ich für Sie suchen müßte. Wollen Sie mich dazu ermächtigen? Sie wollen doch sicher gern wieder eine deutsche Erzieherin haben?«

Matoras waren sehr gern einverstanden, und die Hausfrau drückte Lori die Hand.

»Sie können mir durch keine andere ersetzt werden, Lori, das

weiß ich bestimmt; aber ich weiß auch, daß Sie eine Wahl in meinem Sinne treffen werden. Überstürzen Sie nichts, suchen Sie, bis Sie eine geeignete Erzieherin bekommen können. Wir warten lieber eine Weile. Und inzwischen werde ich selbst, so gut es geht, den Unterricht bei den Kindern fortsetzen. Sophia und Rosita werden freilich großen Jammer um ihr Fräulein Lori haben.«

»Kinder vergessen leicht, Helen; ich will schon sorgen, daß sie mit dem Ersatzfräulein zufrieden sein können.«

Man unterhielt sich noch lange in angeregter Weise, bis plötzlich der Wärter des Kranken mit verstörtem Gesicht hereingestürzt kam.

»Señor — Señora — ich — ich muß eine schlimme Botschaft bringen.«

Die Anwesenden erhoben sich alle und sahen sich an. »Was ist geschehen?« fragte Señor Matora ahnungsvoll.

Fassungslos zeigte der Diener nach oben.

»Mr. Brown hatte mir gesagt, ich solle ihn nicht eher stören, als bis er mir klingle. Da dies nicht geschah, hin ich endlich zu ihm gegangen, um ihn für die Nacht zurechtzumachen — und — da — habe ich ihn gefunden — er — ja — er ist tot.«

Und er erzählte aufgeregt, wie ihn Bruns entlassen hatte, ihm zweihundert Dollar geschenkt habe, und man ihm seine Uhr und ein Glas halb voll Wasser an das Bett geben mußte. Das Glas liege leer auf der Decke seines Lagers und die Taschenuhr daneben mit aufgeklappter Kapsel.

Die beiden Herren begaben sich sofort in Bruns' Zimmer hinauf und fanden ihn, wie es der Diener beschrieben hatte. Was ihnen auffiel, war ein starker Geruch nach bitteren Mandeln.

Matora wollte das Glas emporheben, um es zu prüfen, sowohl er wie Heinz ahnten sogleich, was geschehen war. Heinz hielt ihn zurück.

»Es wird besser sein, Señor Matora, wenn wir hier alles unangetastet lassen; es ist das beste, Sie rufen den Arzt und zugleich die Behörde an. Mir scheint, Bruns hat sich selbst gerichtet.«

Señor Matora ließ das Glas liegen.

»Sie haben recht — man muß alles stehen und liegen lassen.

Auch mir scheint, daß er sich selbst gerichtet hat, und zwar durch Gift. Er hat es wohl in der Kapsel seiner Uhr verborgen gehabt, wahrscheinlich für den Fall, daß ihn doch eines Tages sein Geschick erreichen würde. Sein Zustand mag ihm rettungslos erschienen sein, wie es ja auch der Fall war, und so hat er Schluß gemacht. Wir werden nun alles der Behörde mitteilen müssen.«

Heinz überlegte. Dann sagte er ruhig:

»Lassen wir ihn als Mr. Brown gestorben sein, Señor, es hat keinen Zweck und bringt niemand Nutzen oder Schaden, wenn wir nichts aus seiner Vergangenheit ans Licht ziehen. Wir hätten vielleicht auch nur allerlei Beschwerden. Und wir tun kein Unrecht, wenn wir verzeihend den Mantel christlicher Liebe über ihn breiten.«

Nach längerem Besinnen mußte Señor Matora zugeben, daß es so das beste sein würde. Sie wollten noch mit dem Arzt darüber sprechen, der ja auch eingeweiht war. Und einem Toten brauchte das Urteil nicht mehr gesprochen zu werden.

Señor Matora schloß das Zimmer sorglich ab. Alles sollte bleiben, bis der Arzt und die Polizei kommen würden.

Das geschah am nächsten Morgen sehr früh. Zuerst kam der Arzt, und er war auch der Meinung, daß man das Geheimnis um Mr. Brown nicht aufdecken sollte. Er hatte Bruns' Aussage unter ärztlicher Schweigepflicht angehört. Matora und Heinz waren wohl berechtigt, aber nicht verpflichtet, belastende Aussagen über den Toten zu machen.

Die Damen waren erschüttert von Bruns' Ende, aber da er sich selbst gerichtet hatte, war auch in ihren Augen seine Schuld gesühnt. Er stand jetzt vor seinem himmlischen Richter und kein irdischer konnte ihn mehr verurteilen.

Man konnte sich mit dem Arzt noch verständigen, ehe die Polizeibeamten ankamen und den Tatbestand aufnahmen. Es wurde einwandfrei festgestellt, daß der Tote Selbstmord verübt hatte, um einem langen Siechtum zu entgehen. Seine Leiche wurde nach der Stadt geschafft und dort beerdigt.

Der Arzt sagte noch aus, daß Mr. Brown ein Testament gemacht habe, das von dem Hausherrn verwahrt worden war. Das Testament wurde eröffnet, und Lori sah entsetzt zu Heinz auf, als

sie hörte, daß sie Bruns' Erbin sein sollte. Ein Zug energischer Abwehr kam in ihr Gesicht.

»Das kann ich nicht annehmen, Heinz — auf keinen Fall nehme ich das an.«

Er streichelte ihre Hand.

»Ich habe es gewußt, Lori, und Bruns hat es sich auch selbst gesagt, daß du, nun du alles weißt, nichts von ihm annehmen wirst. Aber er hat mich gebeten, dich zu bestimmen, daß du dann zugunsten einer wohltätigen Stiftung verzichten sollst.«

Sie sah sinnend vor sich hin. Dann hob sie ihre Augen zu ihm auf. »Heinz, das werde ich tun.«

Er nickte ihr zu. »Lori, ich werde in deinem Namen die Angelegenheit regeln.«

Das geschah denn auch.

Es folgten noch einige friedliche Tage auf Rahira, in denen zwischen Matoras, Heinz und Lori ein festes Freundschaftsband geschlossen wurde. Heinz hatte inzwischen für sich und Lori Plätze auf einem Dampfer belegt und sollte die Seereise als Erholung für Lori gelten.

Die Kinder waren tiefbetrübt, daß sie Lori verlieren würden, aber diese versprach ihnen, einen vollwertigen Ersatz zu schicken. Und wenn sie mit den Eltern eines Tages nach Deutschland kämen, müßten sie alle in Lindenhof zu Gast weilen.

Endlich kam die Trennungsstunde. Señor Matora fuhr Heinz und Lori nach der Stadt und brachte sie zum Bahnhof. Von Helen und von den Kindern hatten sie sich schon in Rahira verabschiedet.

Eine schwere Zeit lag hinter Lori — vor ihr lag nach menschlichem Ermessen eine glückliche Zukunft.

* *
*

Die gemeinsame Heimreise gestaltete sich für die Verlobten wie ein wunderschöner Glückstraum. Sie waren von früh bis spät zusammen, und nur die Eisenbahnfahrt war etwas beschwerlich. Auf dem Dampfer angekommen, sah sich Lori von allen Bequemlichkeiten einer solchen Dampferreise umgeben. Heinz tat alles, was er ihr von den Augen absehen konnte, und beide

stellten sich ganz nur auf sich selber ein, so daß sie zuerst allgemein für Hochzeitsreisende gehalten wurden. Sie waren sich selbst genug und genossen mit Inbrunst dieses von keinen äußeren Pflichten gestörte Beisammensein. Gegenseitig empfanden sie erst jetzt voll und ganz, was für ein großes Glück ihnen entgangen wäre, wenn sie für immer getrennt geblieben. Das hatte das Schicksal nicht gewollt.

Die Reise war vom herrlichsten Wetter begleitet, und nichts störte ihren Glückstraum, dessen herrlichste Vollendung sie in der Heimat, im schönen Lindenhof, finden sollten.

Nachdem sie in Hamburg den Dampfer verlassen hatten, reisten sie über Berlin nach Hause. In Berlin gab Heinz in Loris Auftrag eine Anzeige auf wegen einer neuen Erzieherin für Matoras Kinder. Die Angebote wurden nach Lindenhof, an Heinz Rommer, erbeten. Lori hielt es für ihre Pflicht, Matoras Ersatz für sich zu schaffen, und sie wollte dieser Pflicht gewissenhaft nachkommen.

Heinz hatte in Lindenhof seine und seiner Braut Ankunft gemeldet. Sie wurden auf der Umsteigstation mit dem Auto abgeholt, und nun legten sie die letzte Strecke ihrer weiten Reise zurück.

In Lindenhof war alles in größter Aufregung. Frau Sund hatte mit Karl und Peter Lenz zusammen eine großartige Empfangsfeier in die Wege geleitet. Alles war mit Blumen bekränzt. Von der Erdbeerernte standen die letzten schönsten Früchte für Lori bereit und auch die ersten reifen Kirschen.

Die weitere Obsternte stand noch bevor, und Lori würde als junge Herrin von Lindenhof daran teilnehmen können.

Heinz hatte von Rahira aus noch sein Aufgebot bestellt, damit seine und Loris Hochzeit ohne weitere Frist vollzogen werden konnte.

Und nun fuhr der Wagen an der breiten Steintreppe vor. Ringsum standen alle Diener und Beamten und brachten unter Peter Lenz' Führung ein donnerndes Hoch aus auf den heimkehrenden Gutsherrn und seine Braut. Es klappte alles tadellos, und die Willkommenrede Peters war ein Meisterstück, zumal ihm Betty, seine junge Frau, eifrig vorsagte. Nach der Rede gab es nochmals einen Tusch mit Hochrufen und großem Jubel.

Frau Sund reichte Lori einen herrlichen Rosenstrauß und schloß sie in ihre Arme.

»Welch ein Glück, Lori, daß wir Sie wiederhaben! Und Herr Rommer sieht ganz anders aus, als da er fortreiste, er hat sich wunderbar erholt. Wir alle sind froh, daß nun mit Ihnen wieder Glück und Sonnenschein in Lindenhof einziehen. Das alles hatten Sie mit fortgenommen.«

Lori lächelte unter Tränen. »Das Glück war aber auch nicht mit mir gegangen, liebe Frau Sund, es muß sich wohl in einen stillen Winkel verkrochen und auf uns gewartet haben.«

Es gab noch viel Arbeit und Aufregung. Aber als man am Abend dann in Ruhe und Frieden wieder am runden großen Tisch im Wohnzimmer zusammensaß, berichteten Heinz und Lori, was sie in Rahira erlebt hatten. Karl mußte dabei sein und alles mit anhören, während er sich im Zimmer zu schaffen machte. Auch heute vergaß er nicht, die nötige Distanz zu halten, er war und blieb der schlichte Diener Karl, wenn er auch nach wie vor der Vertraute seines Herrn blieb.

Man saß an diesem ersten Abend in der Heimat sehr lange zusammen. Es gab auch aus Lindenhof allerlei zu berichten.

Lori war glückselig, daß sie wieder in Lindenhof sein konnte und ihren Platz am Herzen ihres Heinz gefunden hatte.

* *
*

Es wurden nun schnellstens alle Hochzeitsvorbereitungen getroffen. Lori mußte freilich erst noch einmal nach Berlin fahren, um alles zu ihrer persönlichen Ausstattung zu kaufen. Für das Haus bedurfte sie ja keinerlei Aussteuer, da war alles in vollstem Umfang vorhanden. Und was sie für sich selber brauchte, war rasch beschafft. Heinz hatte sich nicht einen Tag von Lori trennen wollen und war auch mitgefahren.

Inzwischen war eine große Anzahl Angebote auf die Anzeige eingetroffen, und man hatte gemeinsam das beste ausgesucht, und zwar kamen vier Bewerberinnen in Betracht.

Diese vier Damen waren in das Berliner Hotel bestellt worden, und von diesen vier fand nur eine Gnade vor Loris Augen. Sie

schien aber auch alle Eigenschaften zu haben, die erforderlich waren, um Matoras zufriedenzustellen.

Die junge Dame war eine Waise, wie es Lori gewesen war, sie zählte dreiundzwanzig Jahre, konnte erstklassige Zeugnisse zeigen und verfügte über alle erforderlichen Kenntnisse, die von ihr verlangt wurden. Sie war blond, blauäugig und sehr hübsch. Lori wußte, daß Frau Helen keine häßlichen Menschen um sich leiden mochte.

Lori berichtete der jungen Dame, daß sie selbst die Stellung im Hause Matora bekleidet hatte, und wie lieb und gut man sie aufgenommen habe. Die junge Dame war hochbeglückt, daß die Wahl auf sie gefallen war, zumal sie ja die Sicherheit hatte, daß sie in ein gutes Haus zu guten Menschen kommen würde. Lori zeigte ihr die Fotos von Eltern und Kindern, auch eine Aufnahme des Wohnhauses in Rahira. Sie konnte der jungen Dame über alles Wissenswerte Auskunft geben, Und so wurde gleich alles ausgemacht. Heinz suchte einen passenden Dampfer für die junge Dame aus. Ein Telegramm ging an Matoras ab, wann die neue Erzieherin eintreffen würde. So war alles schnell geordnet. In der Zukunft sollte sich erweisen, daß Lori die richtige Wahl getroffen hatte. Matoras schrieben ihr nach Ankunft der neuen Erzieherin, wie gut sie ihnen gefalle, und daß sich auch die Kinder gleich gut mit ihr verstanden hätten. Lori erfuhr im Verlauf der nächsten Jahre, daß die junge Dame ihr Amt zur vollen Zufriedenheit erfülle, so daß sie viele Jahre dort blieb, und daß man sehr froh über diese liebenswürdige Hausgenossin sei.